

23 081

Erlebnisse

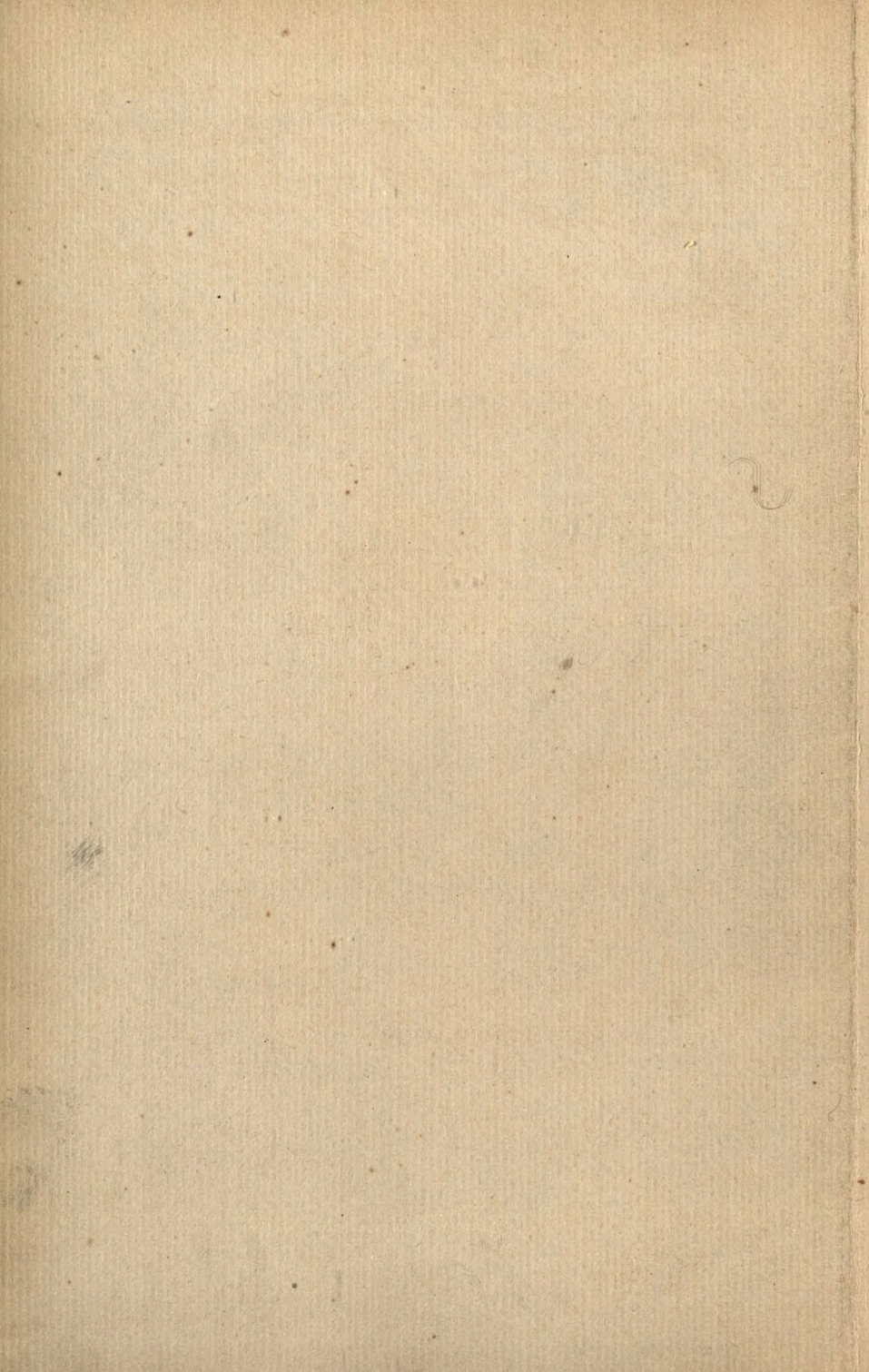
von

Johann Carl Heinrich Wilhelm Oswald

auf seiner ersten Reise um die Welt
in den Jahren 1822 bis 1824.



(Als Manuskript gedruckt.)



P 94 887

Königliche Geheime
Kammer des Königs
Königliche Bibliothek
Jeden Adolf von Dombow
ausgegeben inzwischem dem Kaiserlichen
Hamburg
6 August 1917
W. Oswald
Bibliographischer v. v.

v
Erlebnisse

Dublet 119057

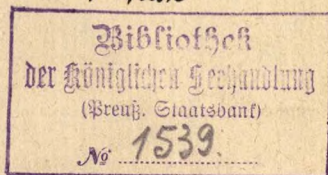
von

Johann Carl Heinrich Wilhelm Oswald

auf seiner ersten Reise um die Welt
in den Jahren 1822 bis 1824.



1. Rück



(Als Manuskript gedruckt.)



Lit. nach
Smart.

CBGIOS, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167871



23.081



J. C. H. W. Oswald.

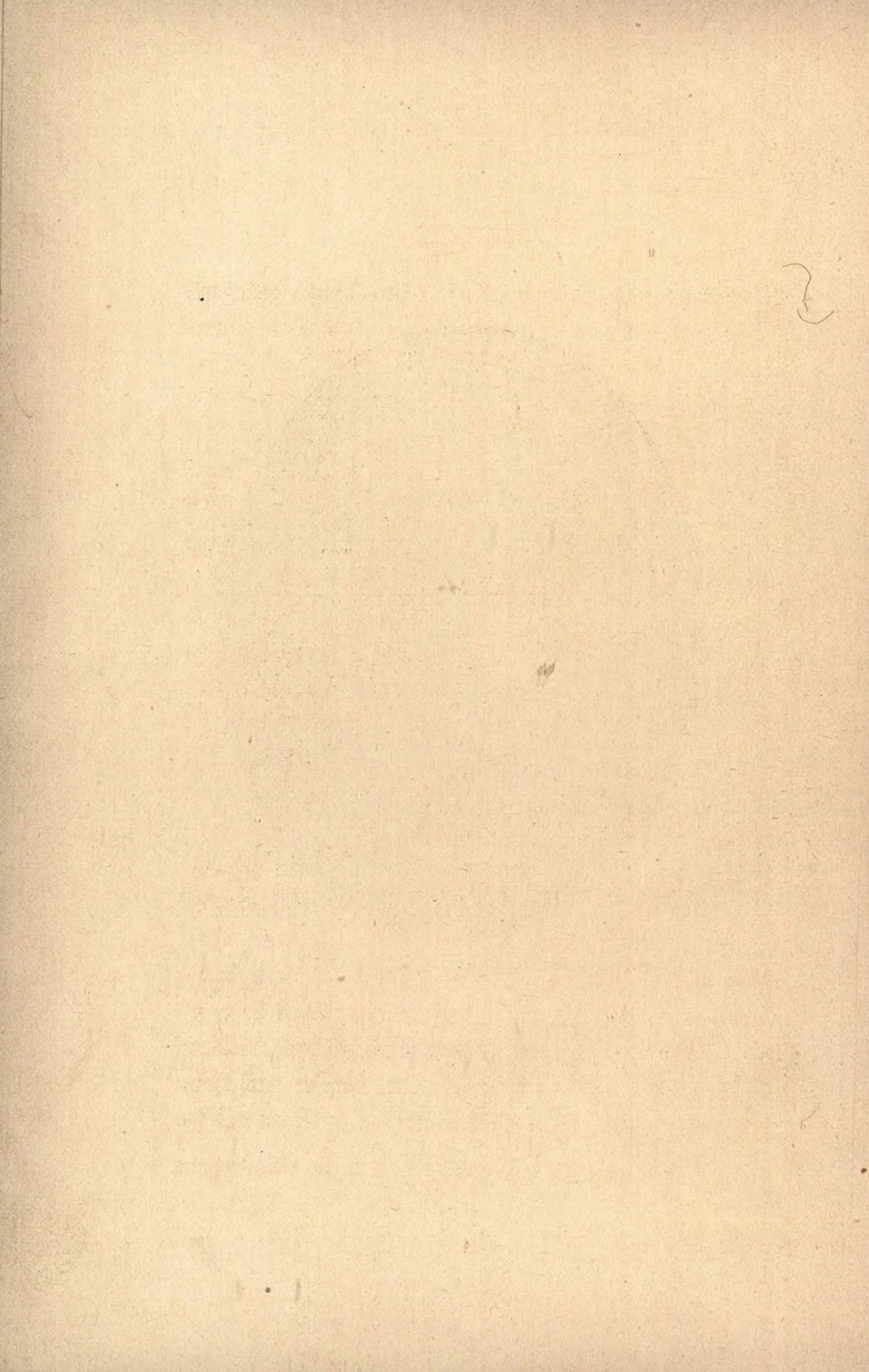


Lucie Adelheid Weigel.

2



Rechnungsrat Johann Friedrich Oswald.



Vorwort.

Meine Kinder haben wiederholt den Wunsch geäußert, etwas über die Jugendzeit ihrer Großeltern väterlicherseits zu erfahren und haben mich gebeten, die hinterlassenen Briefe und Papiere daraufhin zu prüfen und das Ergebnis in einer Denkschrift niederzulegen. Ich habe mich gern hierzu bereiterklärt und nachdem ich aus dem Senat geschieden und in den Ruhestand getreten bin, habe ich mich mit der Angelegenheit beschäftigt und bin zu der Ansicht gekommen, daß dem Wunsche am besten entsprochen werden wird, wenn man der jüngeren Generation Einblick verschafft in das Wesen und den Charakter der Großeltern und wie sie zu einander und zu ihren Freunden und Bekannten gestanden haben. Die Erlebnisse meines Vaters auf seiner ersten Reise um die Welt in den Jahren 1822 bis 1824 liefern hierzu ein besonders geeignetes Material. Von diesen Erlebnissen will ich erzählen.*)

Mein Vater ist in Berlin am 11. Juni 1798 geboren. Er war der Sohn des bei der Königlich Preussischen Seehandlung angestellten Rechnungsrats Oswald, der neben den Tugenden eines preussischen Beamten auch die Gabe der Dichtkunst besaß und manche hohe Persönlichkeit besungen hat. Nachdem mein Vater seine kaufmännische Ausbildung in Frankfurt a. d. Oder vollendet hatte, kam er nach Hamburg, um das überseeische Geschäft kennen zu lernen und sich

*) Die Briefe meiner Mutter aus der Brautzeit haben sich im Nachlaß nicht vorgefunden.

vorzubereiten zu einer Expedition nach der Westküste Südamerikas und nach China, deren Leitung er übernehmen sollte.

Nach Aufhebung der Kontinentalsperre und der Befreiung Deutschlands vom napoleonischen Joch, traten mit dem Frieden die gewaltigen Schäden zutage, die der Krieg zur Folge gehabt hatte. Von allen Seiten und namentlich in Preußen war man bemüht, Handel und Verkehr wieder zu heben, aber es hielt schwer für die Erzeugnisse der Industrie, den erforderlichen Absatz zu finden. Da übernahm es die Königlich Preussische Seehandlung, ein Unternehmen ins Leben zu rufen, das diesem Mangel Abhilfe schaffen sollte. Die Seehandlung beschloß, das Bremer Vollschiff „Mentor“ zu chartern und mit demselben von Bremen aus preussische Erzeugnisse aller Art, namentlich Tuche und schlesische Leinen zu verladen und nach überseeischen Ländern zu bringen, daselbst zu verkaufen und feste Verbindungen mit den überseeischen Handlungshäusern anzuknüpfen. Der „Mentor“ wurde auf das sorgfältigste ausgerüstet, mit sechs Geschützen an Deck bewaffnet, um etwaige Angriffe von Piraten abweisen zu können, und ging unter Bremer Flagge in See. Das Kommando erhielt der Bremer Kapitän D. Andr. Harmssen. Mein Vater, dem die kaufmännische Leitung der Expedition anvertraut war, begleitete das Schiff als super cargo, während die Geschäfte in Bremen von dem Königlich Preussischen Konsul Delius besorgt wurden.

Diese Expedition machte damals großes Aufsehen.

In Hamburg hatte mein Vater die Bekanntschaft von Frau Alida Weigel, geb. van der Smissen und ihrer vier Töchter gemacht. Er verkehrte gern in diesem Hause, da

dort Musik mit Liebe und Sorgfalt getrieben wurde und dies seiner Neigung entsprach. Der alte Herr Weigel war bereits gestorben, als mein Vater nach Hamburg kam. Er ist von Beruf Kaufmann gewesen, besaß ein eigenes Haus in der Stadt im Alten Wandrahm und einen Sommeritz in Wandsbek. Neben seinem Geschäft widmete er seine freie Zeit vorzugsweise der Musik und unterhielt mit Freunden während der Wintermonate regelmäßige Quartett-Abende. Er wußte bei Frau und Kindern dieses Interesse so zu wecken, daß auch nach seinem Tode die Musik im Weigel'schen Hause hochgehalten wurde und die alten Freunde nach wie vor sich gern dort einfanden. Aber es war nicht die Musik allein, die dies bewirkte; eine Hauptanziehungskraft bildete die Frau des Hauses selbst. Frau Alida Weigel besaß einen klaren Verstand, der es ihr ermöglichte, nachdem ihr Mann gestorben war, sein Drogengeschäft mit Hilfe eines Prokuristen noch für eine Reihe von Jahren selbständig fortzuführen. Dabei war sie freundlich und wohlwollend gegen jedermann, genoß das volle Vertrauen ihrer Kinder und weiter Kreise und verstand das Familienleben so harmonisch zu gestalten, daß jeder, der in ihrem Hause verkehrte, sich wohl daselbst fühlte. So erging es auch meinem Vater; je öfter er die Familie aufsuchte, desto mehr lernte er sie schätzen.

Von den vier Töchtern im Weigel'schen Hause war die älteste Lucie Adelheid, durch Anmut, Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit besonders ausgezeichnet. Mein Vater faßte eine tiefe Neigung zu ihr und die beiden jungen Leute verlobten sich wenige Monate, bevor mein Vater seine Reise antrat. Die Liebe zu seiner Braut und die Verehrung für seine Schwiegermutter zieht sich wie ein roter Faden durch sein ganzes Leben.

Mein Vater war damals 24 Jahre alt und es war ein Zeichen großen Vertrauens abseiten der Seehandlung, ihm in so jungen Jahren die Leitung der Expedition zu übertragen.

Auf dieser Reise um die Welt führte mein Vater ein Tagebuch und einen lebhaften Briefwechsel mit seiner Braut. Diese Schriftstücke liefern ein getreues Bild der Zustände dieser Zeit vor 90 Jahren und zeigen, in welcher Weise ein Schiff für eine so lange Reise ausgerüstet und wie die wenigen Passagiere, die mitfahren, untergebracht wurden, auch wie man auf See den Tag verbrachte. Es war die Zeit, wo man Dampfschiffe noch nicht kannte und auf allen Meeren und schiffbaren Flüssen nur das Segelschiff verkehrte.

Und heute? Wie ganz anders haben sich die Verhältnisse seitdem gestaltet. Mit Ausnahme der Küstenfahrer, der Schiffe in kleiner Fahrt und von wenigen Reedereien, die Massengüter auf großen Segelschiffen heranbringen, vermittelt den Verkehr zu Wasser nur noch das Dampfschiff. Und wer die Einrichtungen und Ausrüstungen unserer großen Passagierschiffe von heute kennt und alles, was den Passagieren geboten wird, der weiß, daß außer der großen Geschwindigkeit der Schiffe, die Reisenden dieselben Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten an Bord vorfinden, wie sie den Reisenden zu Lande in den erstklassigen Hotels geboten werden.

Diese Denkschrift ist nur für die Familie bestimmt.

H a m b u r g , 15. Oktober 1915.

W. O'Swald
Bürgermeister a. D.



Frau Alida Weigel, geb. van der Smiffen.

3



Das Haus von Großmutter Weigel, Alter Wandrahm.

Inhalt.

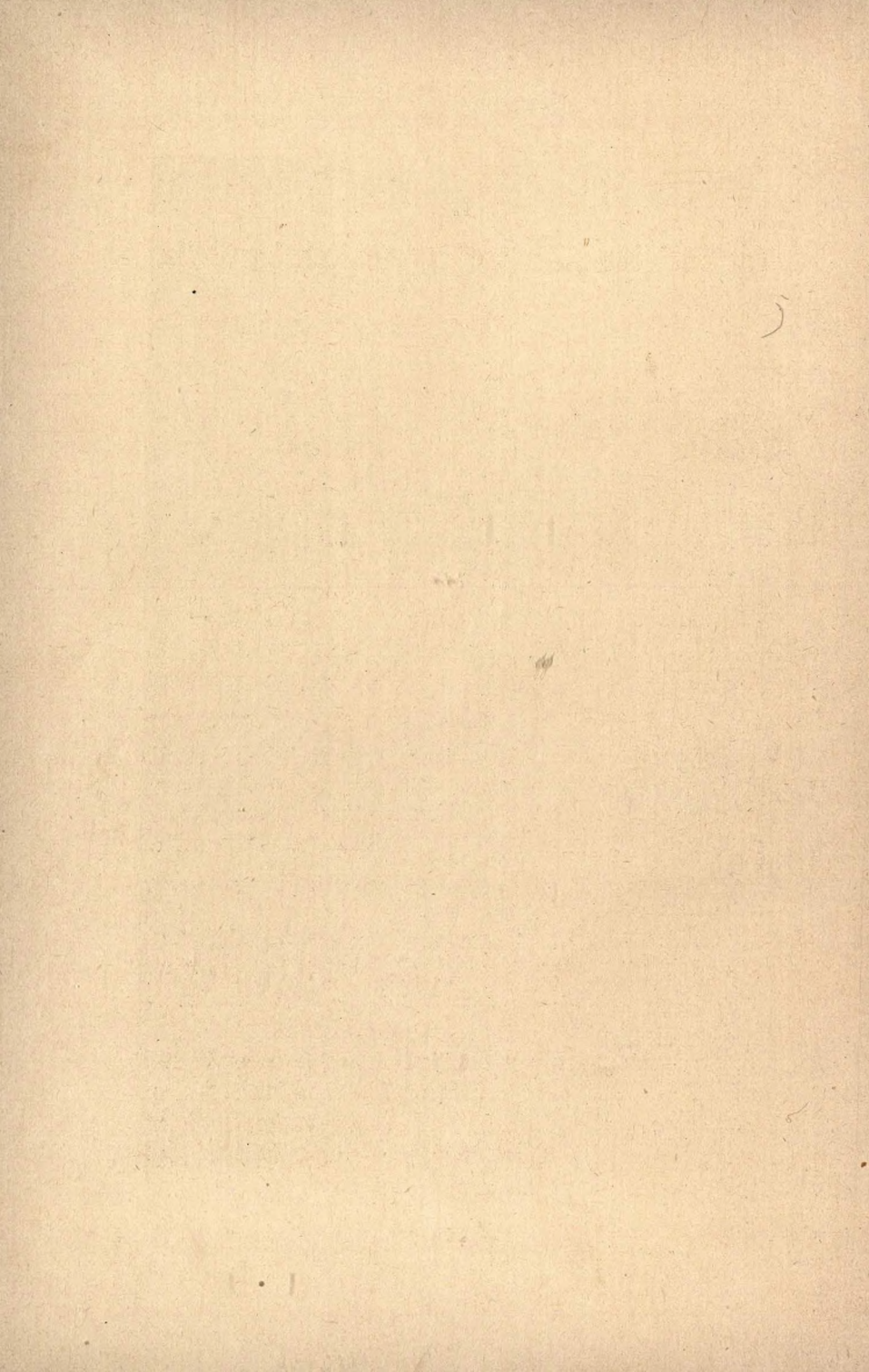
• •

	Seite
Dorwort	3
1. An Bord des „Mentor“ vor Antritt der Reise	9
2. Durch die Nordsee, den Englischen Kanal und den Atlantischen Ozean ums Kap der Guten Hoffnung nach Valparaiso	17
3. Erlebnisse in Valparaiso, Santiago und Coquimbo und Weiterreise nach China	34
4. 36 Stunden in den Händen eines privateers	58
5. Ankunft in Honolulu und Allerlei über die Sandwich Inseln und deren Bewohner	70
6. Weiterreise nach China und Aufenthalt in Macao, Whampoa und Canton	77
7. Heimreise durch die Chinesische Südsee, Aufenthalt in Anjer und einige Notizen über Java	82
8. Durch den Indischen und Atlantischen Ozean und durch den Englischen Kanal und den Sund nach Swinemünde	86





Das Vollschiff „Mentor“.



An Bord des „Mentor“ vor Antritt der Reise.

28. November 1822.

Liebe theure Adele!

Du wähnst mich gewiß schon lange in See und hast sicherlich manch inbrünstiges Gebet zum Vater im Himmel gerichtet und seinen Schutz für die Erhaltung Deines Willk während der letzten Stürme erfleht; noch aber liegt der „Mentor“ sicher auf der Rhede von Bremerhafen und wir laufen keine Gefahr. Wir warten auf günstigen Wind! — Wollte man ein Schiff bei den jetzt herrschenden heftigen Gegenwinden in See schicken, so würde man Gefahr laufen, daß es nach der norwegischen Küste verschlagen wird und dort einen Nothhafen aufsuchen müßte, und wir würden statt Dorthheil zu erzielen Verluste erleiden. Das muß vermieden werden. Vielleicht bringt der Mondwechsel eine Aenderung in der Windrichtung. Niemand würde sich mehr darüber freuen als wir, denn jeder Tag, den wir jetzt länger hier zubringen, bedeutet eine Verlängerung der Trennungszeit von unsern Lieben daheim.

Eine unerwartete Freude hat mir Dein Brief vom 19. November bereitet. Wir hatten ein Boot an Land geschickt, um Süßwasser zu holen. Als es zurückkehrte, überbrachte der Bootsmann mir einen dicken Brief von Delius aus Bremen, worin auch der Deine und der guten Mutter Brief lagen. Diese Briefe habe ich nun schon so oft gelesen, daß ich sie bald auswendig weiß. Ich danke Dir recht herzlich, daß Du auf die Erfüllung meiner Wünsche und Pläne so bereitwillig eingehst.

Denke nur, der Grund zu einem Backenbart ist bei mir gelegt; mein Reisegefährte Herr Scholz zieht mich zwar öfters damit auf, ich lasse mich aber nicht irre machen und will einmal sehen, ob ich nicht in zwei Jahren etwas ganz Vernünftiges zu Wege bringe.

Deine bescheidenen Wünsche für die künftige Einrichtung unseres Heims machen mich recht glücklich; diese Denkungsart befestigt immer mehr das zwischen uns geflochtene Band. Du hast recht, wenn Du sagst, daß Reichthum allein nicht zum wahren Glück des Lebens führt, aber ein durch Sparsamkeit erworbenes Capital ist ein Schatz, den man hochhalten kann, denn er ermöglicht nicht nur gelegentlich einen Sonderwunsch zu erfüllen, sondern Menschen, die in Noth sind zu unterstützen. Sorgen bleiben deshalb nicht aus und auch diese haben ihr Gutes, damit der Mensch nicht zu sehr an's Irdische gefesselt wird.

Ich bin nun schon ein ganzer Seemann geworden und will Dir ein wenig von unserm Leben an Bord erzählen. Meiner Erzählung füge ich eine Skizze bei.

Ich sehe Dich lächeln und Du hast recht, im Zeichnen hab ich's nicht weit gebracht. Aber ohne bildliche Darstellung wüßte ich nicht, wie ich Dir die Situation klar machen sollte. Also — die Skizze stellt eine Abendscene in der Kajüte vor. Nach dem Abendessen, wenn die Gardinen der Kojen zurückgeschlagen sind, nehmen Capitain Harmssen, Herr Scholz und ich die in die Skizze eingezeichneten drei Plätze ein. Der Steward, der ehrerbietig nicht weit von mir steht, hat nicht mit auf's Bild gebracht werden können, da der Platz dazu fehlt. Mein Clavier wirst Du bemerken. Jenny, mein guter Kamerad (ein Kanarienvogel) hat einmal wieder kräftig geschmettert, als ich auf dem Clavier spielte und ich denke, wenn wir erst in wärmeres Klima kommen, wird er schon fleißiger im Singen werden.

Viel Freude macht mir ein kleiner Pinscher mit Namen Terry, der dem Capitain gehört, ein wahrer Wildfang, der keines der an Bord befindlichen Thiere in Ruhe läßt. Mit den Katzen, Schweinen, Gänsen und Hühnern lebt er in ständigem Kampf, was zu den spaßhaftesten Auftritten Anlaß giebt.

Unsere Tageseintheilung ist die folgende: Gegen 9 Uhr Morgens stehen wir auf. Nachdem wir uns gewaschen und angezogen haben — ich in meinem warmen Rock, Seeschuhen, Schifferhemd, roth wollenem Halstuch und Pelzmütze — wird die Kajütsglocke gezogen und der Steward kommt den Tisch zu decken. Unterdessen eile ich auf Deck und mache meinen Morgenspaziergang von einem Ende des Schiffes zum andern, wohl dreißig Mal, wobei ich den lieben Hühnern, von denen 120 an Bord sind, den 20 Gänsen und den acht Schweinen, von denen ein Weibchen nächstens Junge erwartet, meine Aufwartung mache. Auch Terry wird begrüßt und dann nach dem Wind gesehen, der leider immer noch aus Westsüdwest weht. Nun gehts zum Frühstück. Am oberen Ende des Tisches sitzen wir drei bereits Genannten, am unteren die drei Steuerleute und der Lootse, der nun schon 14 Tage an Bord ist. Alles ist nach englischer Manier, nach echtem Seemannsbrauch aufgezogen. Es kommt eine große Blechkanne mit Caffee auf den Tisch, der in großen Tassen serviert wird, dazu kalter Braten, Beefsteaks, weiche Eier, Butter und Brod, Schiffszwieback und Käse — und die Gesellschaft läßt es sich gut schmecken. In einer halben Stunde ist alles abgemacht. Es wird abgedeckt, Licht hereingebracht, und die Steuerleute empfehlen sich. Eine Cigarre wird angezündet. Eine Promenade füllt noch eine halbe Stunde aus, wobei über Schiffsangelegenheiten gesprochen wird und einkommende Schiffe beobachtet werden. Ich sehe den Arbeiten der Matrosen zu, die Tauwerk flechten, Segel ausbessern und in den Masten beschäftigt sind.

Um 10 Uhr gehe ich wieder in die Kajüte, setze mich an's Clavier, welches stark durch Querhölzer und Taue

befestigt ist und spiele 1 bis 1^{1/2} Stunden. Zur Uebung habe ich die erste der tre Sonate von Beethoven vorgenommen, die meiner Stimmung am meisten entspricht. Du erinnerst Dich vielleicht noch der Aufführung dieses Musikstücks bei Henschel's. Wir Alle waren von der Musik tief ergriffen. Ich stand hinter Deinem Stuhl und hatte meine Augen fest auf Dich gerichtet, ohne daß Du es merktest. Du warst fleißig mit Stricken beschäftigt und lauschest andächtig der Musik. Welch ein Bild!

Wenn ich mit meiner Uebung fertig bin, dann spiele ich noch allerlei, hole meine Lieblingslieder hervor und singe; und da Scholz gern Musik hört, so wird es ihm auch nie zu viel und er läßt mich gewähren. Ist die Musik beendet, so wird 1 bis 1^{1/2} Stunden spanisch getrieben, wobei Scholz mich unterstützt. Mein Reisegefährte ist viele Jahre in Valparaiso und Santiago gewesen und kennt Land und Leute. Dann lese ich Bücher, die von Interesse für mich sind, darunter Lord Ansons Reise um die Welt, auch beschäftige ich mich gern mit Mathematik. Mein Tagebuch und das Nautical book habe ich angefangen, aber es steht noch nicht viel darin.

Um 2 Uhr ist Mittagszeit, was durch die Schiffsglocke angezeigt wird. Der Schiffskoch, ein guter alter Kerl, der vortrefflich kocht und nun schon seit 22 Jahren den wichtigen Posten eines Kochs auf Schiffen nach überseeischen Häfen einnimmt, giebt das Signal. Der Mittagstisch ist nicht nur sehr gut, sondern bietet eine Fülle von Abwechslungen. Entweder giebt es Brühe oder Weinsuppe, Hühner oder Braten mit Gemüse oder Fisch, was die Engländer a very comfortable dinner nennen. Es wird Porter herumgereicht und ein Glas gewöhnlichen Rothweins, und wenn die Steuerleute beim Nachtsisch aufgestanden sind, dann wird noch ein Gläschen feinen Rothweins getrunken.

Nach Tisch vertreibt sich ein Jeder die Zeit nach Belieben. Scholz und ich spielen eine Parthie Schach, lesen

Reinicke Fuchs auf Plattdeutsch oder Gribels Gedichte zur Belustigung, oder ich Spiele noch etwas Clavier. Gegen 6 Uhr wird ein Glas Wein gereicht. Um 8 Uhr ist suppertime, es giebt Thee, gebratene Fische, kalten Braten, Butterbrod und Käse, woran die Steuerleute theilnehmen, sich aber bei Schluß der Tafel entfernen. Es wird dann noch ein Stündchen geplaudert. Um 9¹/₂ oder 10 Uhr geht's zur Ruh. Die Mannschaft hat bereits um 8 Uhr ihr Logis aufgesucht. Von ihr bleiben nur zwei Mann an Deck, die Wache gehen und Ausguck halten. Alle zwei Stunden wird die Wache abgelöst.

In unseren Kojen ruht es sich ganz vortrefflich. Ich habe während der letzten drei Wochen in Bremen durchschnittlich kaum sechs Stunden in 24 Stunden geschlafen. Hier an Bord habe ich es ohne Anstrengung bereits auf zehn und elf Stunden gebracht; das macht, wir sind so viel in der frischen Luft und werden nicht mehr geheizt.

So vergeht ein Tag wie der andere, ohne daß einem die Zeit lang wird. Ueber ein außergewöhnliches Ereigniß muß ich aber noch berichten. Vorgestern Abend fand ein allgemeines Desertieren unserer Blutigel statt. Auf Scholz's Seite in der Kajüte hinter den Vorhängen stand ein großer Glashafen mit 200 Blutigel. Wir saßen friedlich bei Tisch als ganz unerwartet ein Igelchen auf den Tisch heran spazieren kam, und als wir die Sache untersuchten, fanden wir, daß der Glashafen größtentheils leer war und die Igelchen in der ganzen Kajüte herumkrochen. Das Bett von Scholz war besonders voll. Du kannst Dir denken, daß dieser Auftritt zu manchem Spaß Anlaß gab. Keiner wollte zu Bett gehen, bevor man nicht die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sämtliche Deserteure wieder eingefangen seien. Die Zählung ergab 196 Stück. Vier Blutigel fehlten. Diese waren auch später nicht aufzufinden und es wurde die Vermuthung ausgesprochen, daß wahrscheinlich der Apotheker sich zum Nachtheil unserer Medicinkiste verrechnet hatte.

Die Schiffe auf der Rhede, die ausgehen wollen, mehren sich. Leider ist der Wind noch immer sehr ungünstig. Wir müssen darauf gefaßt sein, noch länger als acht Tage hier zu liegen.

Von Delius' Schiffen sind heute zwei heruntergekommen, die auch auf günstigen Wind zum Auslaufen warten. Das eine ist die „America“, ein Dreimaster, der nach New Orleans geht und die „Dido“, die nach Havanna bestimmt ist. Außerdem liegen nicht weit von uns die „Doris“, mit Bestimmung nach Rio de Janeiro und die „Germania“, mit Bestimmung nach Baltimore. Auf beiden Schiffen befinden sich supercargos, die ich gut kenne. Wir kommen zuweilen zusammen. Morgen sind wir nach der „Germania“ zu Tisch geladen und Uebermorgen nach der „Doris“. Bei solchen Gelegenheiten werden wir mit beslaggten longboots, sechs Matrosen am Ruder und ein Mann am Steuer abgeholt. Die Schiffe hissen ihre Flaggen.

Außer den genannten vier Schiffen liegt noch eine große Zahl von Schiffen unter englischer, amerikanischer und deutscher Flagge auf der Rhede, die alle auf günstigen Wind warten. Unter diesen Schiffen soll der „Mentor“ der beste Segler sein und wir werden, wenn wir in See gehen, unsere Mitsegler wohl bald aus dem Gesicht verlieren. Wenn die „Doris“ nach Rio de Janeiro uns nachkommen kann, werden wir mit dieser bis Madeira zusammenbleiben.

Heute haben wir den eisernen Ofen in der Kajüte aufgestellt, es wird recht kalt. Jenny wird die Wärme gut thun.

1. December 1822.

Ich denke meinen Brief an Dich Morgen abzusenden, ich will ihn also schließen. Heute haben wir nun schon den 1. December und noch immer bläst der Wind heftig aus Westen. Letzte Nacht ist eine englische Brigg auf Strand gegangen, wird aber wohl mit der Fluth wieder abkommen.

Unser „Mentor“ liegt an der schweren Ankerkette ganz sicher, er tanzt manchmal tüchtig auf den Wellen. Seekrank bin ich noch nicht gewesen. Morgen bekommen wir noch drei Tauben, die ich unter meine Obhut nehme und sie recht zahm machen will. Der Zimmermann baut ein Häuschen für sie.

Von Dir und der Mutter träume ich zuweilen recht lebhaft, und verlebte glückliche Tage ziehen in Gedanken an mir vorüber. Dein Bildniß ist mein treuester Begleiter. Wenn ich des Trostes und der Zuversicht bedarf, schaue ich es an.

Ich werde wohl Gelegenheit haben, Dir noch einmal zu schreiben, und wenn noch acht Tage verlaufen, so darf ich hoffen, auch noch einen Brief von Dir zu erhalten. Auf alle Fälle schicke Deinen Brief an Delius mit dem Bemerkten, daß wenn der „Mentor“ schon in See gegangen, er den Brief an Huth & Co., London, zur Weiterbeförderung senden möchte. Die Adresse mußt Du englisch oder spanisch schreiben wie von mir vorgeschrieben.

Nun sage ich Dir ein herziges Lebewohl. Der Vater im Himmel wolle Dich schützen. Ich drücke Dich tausendmal an's Herz und verbleibe in inniger Liebe

Dein treuer

Willh.

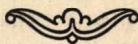
13. December 1822.

Theure Adele!

Gestern Morgen 10 Uhr war die glückliche Stunde, wo ich Deinen Brief vom 6. December empfang, Capitain Harmssen hatte das longboot zu Wasser bringen lassen, um an Land zu fahren, und ich hatte ihm eröffnet, daß er ohne Briefe von Dir sich nicht wieder an Bord blicken lassen dürfe, als ein Boot längs Seite kam und einen großen Packen Briefe

brachte, den ein Capitain, der in der Nacht zu Lande von Bremen gekommen war, mit heruntergebracht hatte. Mit welcher Hast ich Deinen Brief den Händen des Capitains entriß, kann ich Dir nicht sagen, meine Sehnsucht nach Dir war unbeschreiblich, eine gewaltige Unruhe hatte mich gepackt und ich wußte kaum was ich that. Da kam Dein Brief und glücklich und zufrieden war ich mit einem Schläge, Herr Scholz und Capitain Harmssen meinten, sie hätten mich lange nicht so strahlend gesehen. Liebe Adele, sei mir nicht böse, daß ich so leicht ungeduldig werde und mich unnütz aufrege. Ich bin ernstlich bemüht, diesen Fehler zu bekämpfen und abzulegen, aber es gelingt nicht immer. Und wenn ich einmal in eine Aufregung gerathe, so glaube mir, den Anlaß hierzu giebt immer nur die Liebe zu Dir.

Diesen Augenblick, 7 Uhr Abends, regnet es und wir sind von dickem Nebel eingehüllt, aber es ist Ostwind; wir sind auf Morgen früh gespannt. Doch ich vergesse ganz Dir für all die erfreulichen Nachrichten, namentlich die Dich angehen, herzlich zu danken. Auch unsere gute Mutter hat mir einen so herrlichen Brief geschrieben und mir von Dir so viel liebes und gutes erzählt, daß ich ihr nicht genug zu danken weiß. Du bist mit allen möglichen Wissenschaften und Sprachen so eifrig beschäftigt, daß Deine Arbeit goldene Früchte tragen muß. Recht so, liebe Adele, welche Genüsse erwarten uns bei unserer Wiedervereinigung in Hamburg, wie herrlich wird es sein, wenn wir unsere musikalischen Abendunterhaltungen wieder aufnehmen und Du das Trio aus S-dur von Hummel vorträgst.



Durch die Nordsee, den Englischen Kanal und den Atlantischen Ocean ums Cap der Guten Hoffnung nach Valparaiso.

Sonntag, 15. December 1822,
Morgens 9 Uhr.

Unser „Mentor“ fliegt mit Blitzesschnelle der See zu und bald verläßt uns der Lotse; er nimmt diesen Brief mit an Land, und wenn Du ihn empfängst, dann ist Dein Willh schon weit, weit von Dir entfernt und hoffentlich schon durch den Kanal. Gestern lagen wir noch bei Gestendorf, zehn deutsche Meilen von der See entfernt, die Hoffnung, bald in See zu kommen, war sehr gering. Da plötzlich stellte Ostwind sich ein und Capitain Harmssen benutzte die Gelegenheit, ließ den Anker lichten und segelte gegen die Fluth drei deutsche Meilen Weser abwärts. Bei Wremen mußten wir wieder zu Anker gehen. Die „America“, ein Schiff von Delius, ging mit uns, alle andern Schiffe trauten dem Winde nicht und blieben liegen. Der Wind wurde auch wirklich sehr schwach und schien wieder nach Süden umzugehen. Wir waren alle sehr enttäuscht und schliefen die ganze Nacht nicht. Da kam der Oberbootsmann um 6 Uhr heute Morgen und meldete, daß ein starker Ostwind einsetze. Wir sprangen aus den Kojen. Auf Deck wurde es lebendig; das Singen der Matrosen, das Gepolter und Gerassel der Taue und Ketten, die Kommandorufe waren köstliche Musik für uns. Der Capitain gab Befehl die Segel zu hisen und alles bereit zu halten, um mit Tagesanbruch in See zu gehen. Endlich wurde der Anker gelichtet. Blutroth stieg die Sonne aus dem Wasser und schien uns Glück

zu wünschen und der herrlichste Ostwind blähet die Segel. Wir sitzen unten und schreiben; in zwei Stunden sind wir in See und da der Ostwind mit dem Neumond eingesezt hat, so dürfen wir annehmen, daß er anhalten wird.

Gestern brachte mir Capitain Harmssen noch einen niedlichen Kanarienvogel, den er an Bord der „Amerika“ gekauft hatte. Die beiden Vögel sind in angemessener Entfernung von einander untergebracht und singen um die Wette. Dann habe ich noch vier Tauben bekommen, zwei Pärchen. Das eine fängt schon an sein Nest zu bauen.

In den letzten Tagen habe ich Deine und Mutters zahlreiche Briefe einmal wieder durchgelesen und mich recht an ihnen erfreut. Das sind selige Stunden. An Vater schreibe ich direct. Grüße Tante Visser und Gretchen, Deine Geschwister Emma, Carolina und Betty und die Freunde und Bekannten des Hauses, insbesondere die Mutter recht herzlich von mir. Ich muß schließen, leb wohl, leb wohl.

Dein treuer

Willh.

Um 11 Uhr sahen wir Wangerog.

Am 16. Dezember um 12 Uhr waren wir in See, der Lotse verließ uns.

Ich dachte an unsern Abschied vor bald zwei Monaten in Blankenese, an das Fährhaus, wo wir den letzten Händedruck, den letzten Kuß wechselten, an die steile Treppe, die zum Strande hinunterführt, an das Fährboot, das mich nach Buxtehude trug und an die nächtliche Fahrt nach Bremen, wo ich am nächsten Abend eintraf. Mir wurde das Herz recht schwer, als ich das Land aus den Augen verlor und hinausblickte in das weite, weite Meer, das nun die große Scheidewand bilden sollte zwischen mir und all den Lieben daheim und das mich auf lange Zeit von Dir trennen sollte. Doch das Vertrauen auf einen

gütigen und weisen Vater im Himmel verläßt mich nicht, ich hoffe zuversichtlich, daß Er uns gesund und reich an Erfahrungen wieder zusammenführen wird.

Um 3 Uhr sah ich vom Großtop aus die Insel Helgoland. Bei den Seeleuten besteht der Brauch, daß wer zum ersten Mal das freie Meer betritt, der Mannschaft ein Geschenk machen muß. Der Bootsmann eilte mir nach und band mich fest, und ließ mich nicht eher wieder los, bis daß ich eine Flasche Genever spendiert hatte.

Die Fahrt durch den englischen Kanal verlief rasch und glücklich, ich hatte mich wohnlich eingerichtet und spielte fleißig Schach und Klavier. Ich sang die Lieder, die wir so gern zusammen gesungen hatten.

Am 21. December sahen wir zum ersten Mal Tümmler oder Delphine, die in schnellem Lauf aus dem Wasser empor-schnellen und manchmal mit dem ganzen Körper sichtbar werden und die das Schiff oft stundenlang in großen Mengen begleiten. Abends glänzt das Kielwasser wie funkelnde Sterne, eine Erscheinung, die wahrscheinlich phosphorischer Natur ist, und die immer stärker in die Erscheinung tritt, je mehr man sich dem Aequator nähert. Der Sternenhimmel ist sehr klar, wir observierten und ich lernte den Sirius, den Jupiter, den Nordstern, Castor und Pollux kennen.

24. December 1822. Endlich ist der Tag erschienen, auf den ich mich schon lange gefreut hatte. Mit Sehnsucht wünschte ich den Abend heran. Endlich rückte die Stunde immer näher, an der Dir mein Brief und das kleine Geschenk — die Glockentöne — ach, so bedeutungsvoll für uns — von der lieben Mutter behändigt werden sollte. Was magst Du wohl dazu gesagt haben? Wie gern hätte ich einen Blick in Euer Weihnachtsstübchen gethan, und was hätte ich nicht darum gegeben, diesen Weihnachtsabend mit Dir, der Mutter und den anderen Lieben zu verleben!

Ich saß an Deck auf einer Bank mit dem Blick nach Osten in die weite Ferne zu Euch gewandt, wo der Mond

im Silberglanze strahlend aufgegangen war. In der Hand hielt ich den ersten Theil der Glockentöne, aus dem ich die Christnacht gelesen hatte. Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren. Es war bei Euch in Hamburg Schlag 9 Uhr, die Stunde an welcher Mutter Dir mein Geschenk übergeben wollte. Da wurde Dir zu Ehren der erste Kanonenschuß gelöst. Die Kugel sauste über die leicht bewegte Meeresfläche und in demselben Augenblick klang mir das Ohr so hell, daß unsere Gedanken sich begegnet haben mußten. Eine Minute nach 9 Uhr erfolgte der zweite Schuß. Dies mußte der Augenblick sein, an dem Du der theuren Mutter unsere Angebinde, das Arbeitskörbchen mit den Blumen von mir übergeben und die andern Geschenke Deiner fleißigen Hand vertheilen wolltest. Lange stand ich schweigend da, über die glänzenden Wellen nach Osten zu blickend. Ich sah Euch zu Tisch gehen, nahm Platz an Deiner Seite und dachte an die Zeit, wo wir wieder vereint solche schöne Feste feiern würden. Ich hatte mich so in die Gedanken vertieft, daß ich glaubte, Alles mitzuerleben.

Scholz hat mich auch zu Weihnacht beschert, er hatte ein liebendes Paar in einer Laube sitzend gemalt und überreichte mir das Bild auf einem Teller mit Aepfeln und Nüssen, und aus Mangel von Rosen und Myrthen, mit Petersilie geschmückt, eine große Aufmerksamkeit.

Zum morgenden Festtag wurde ein Schwein geschlachtet.

Am 25. December. Nachmittags ließ ich meine vier Tauben fliegen, sie erfreuten sich ihrer Freiheit und umkreisten das Schiff. Die kleine weiße Taube, von der ich Dir schon erzählte, hatte ich zur Feier des Tages mit einer rothseidenen Schleife geschmückt, worin sie besonders niedlich aussieht. Harmssen und Scholz nannten sie die kleine Braut.

Heute, am zweiten Feiertag, vermuthe ich Dich mit Mutter, Gretchen und deinen Schwestern in der Nicolai Kirche. Ich habe auch meinen Gottesdienst gehalten und Klofes Abendmahlsfeier und die Glockentöne gelesen. Was sind das doch

für herrliche Bücher, die den Geist bilden und das Herz nie unbefriedigt lassen. Je öfterer man sie liest, desto theurer werden sie einem.

Abends haben wir endlich von den 4 Tauben 2 wieder eingefangen, darunter die kleine Braut, die beiden andern sind wohl als verloren zu betrachten. Glücklicher Weise bilden die geretteten ein Pärchen, der Zimmermann baut einen Taubenschlag und ich denke, der Verlust wird bald wieder eingeholt sein.

Am 31. December meldete der zweite Steuermann — Land in Sicht — wir eilten auf Deck und sahen Porto Santo, eine Insel der Madeira-Gruppe, von der Sonne freundlich beleuchtet. Mit auffrischendem Winde verloren wir die Insel bald wieder aus Sicht und bedauerten, daß es uns nicht gelungen war, Euch Nachrichten von hier aus zukommen zu lassen. Den Namen Madeira gaben die Portugiesen der Hauptinsel wegen des reichen Holzbestandes. Holz heißt auf portugiesisch Madeira.

Beim Jahreswechsel um Mitternacht tranken wir ein Glas auf Dein Wohl.

1. Januar 1823. Ins neue Jahr wären wir also getreten. Du ungefähr $1\frac{3}{4}$ Stunden früher als ich. Viele herzliche Wünsche sende ich Dir, der teuren Mutter, den Geschwistern und Freunden und auch meinen Eltern und meiner Schwester in Berlin. Möge das neue Jahr ein gesegnetes für Euch werden!

7. Januar. Gestern hatten schweren Sturm; wir lagen unter kleinen Segeln. Die Nacht war stockfinster, man konnte keine Hand vor Augen sehen, wir bekamen viel Wasser auf Deck, die See ging hoch, das Schiff arbeitete gewaltig. Um Mitternacht war es am schlimmsten. Wir hatten uns mit den Kleidern in die Koje gelegt, um, wenn nöthig, gleich zur Stelle zu sein. Gott sei Dank hat der Sturm keinen Schaden angerichtet, er hatte sogar sein Gutes, die Passatwinde setzten ein, und wir haben Aussicht, nun rasch vorwärts zu kommen.

9. Januar. Es weht ein frischer Wind. Wir sehen eine Brigg in einer Entfernung von einigen Meilen voraus, die Notsignale zeigte. Wir veränderten unseren Kurs und steuerten auf die Brigg zu. Bald erkannten wir die spanische Flagge. Die Brigg hatte beigedreht. Auf Deck befand sich eine ungewöhnlich große Zahl von Menschen in maurischer Tracht, die nichts weniger als vertrauenerweckend ausfahen. Einer der Leute fragte nach der Longitude, die wir angaben. Dann bat er um Proviant, der ihrige sei ihnen ausgegangen. Als wir Lebensmittel zusagten, bat er, es mit unserm Boot an Bord zu bringen, ihre Boote seien sämtlich leck. Dabei lachten einige der ihn umstehenden Leute in einer Weise, daß wir bezweifelten, daß diese Aussage wahr sei. Vorsicht war somit geboten. Wir zeigten die Breitseite unserer Kanonen und antworteten, daß auch unsere Boote leck seien, wir jedoch ein Faß mit Brot über Bord setzen wollten, daß sie auffischen könnten. Als auch dies Anerbieten unberücksichtigt blieb und wir befürchten mußten, mit Seeräubern zu thun zu haben, beschloßen wir, unsere Reise fortzusetzen und die Brigg ihrem Schicksal zu überlassen, was um so unbedenklicher geschehen konnte, als die spanische Insel Palma in 24 Stunden zu erreichen war.

Die Passatwinde bringen uns rasch vorwärts. Heute Nachmittag waren wir im Wendekreis des Krebses ($23\frac{1}{2}$ Grad nördlicher Breite), und bald hoffen wir den Aequator zu erreichen. Meine Gedanken weilen viel bei Euch, ich erinnere mich gern der Frühstücksstunden im vergangenen Winter, an denen ich zuweilen teilnehmen durfte und Du damals noch die kleine schüchterne Adele warst.

19. Januar. Seit acht Tagen habe ich nichts in das Journal eingetragen. Ich sitze an Deck in leichten Sommerkleidern, es sind 20 Grad Wärme, und die Sonne brennt tüchtig. Da kann ich mir garnicht vorstellen, daß jetzt der Winter, der kalte, rauhe Winter, bei Euch eingezogen ist und Ihr nicht mehr in Wandsbek, der geliebten Sommerwohnung,

weilt, sondern im Wandrahm in Hamburg. Neben mir laufen meine beiden Täubchen herum, die nun ihren eigenen Taubenschlag haben und so zahm sind, daß sie ganz ungenirt sich auf Deck vergnügen. Bei gutem Wetter unternehmen sie gern einen Ausflug von einer Viertelstunde, umkreisen das Schiff und kehren friedlich wieder an Bord zurück. Das Pärchen hat sich so lieb, daß es ein Vergnügen ist, ihm zuzusehen. Diese beiden Tauben sind das Bild der Eintracht.

Heute habe ich den Spruch hervorgefucht, den unsere liebe Mutter mir auf die Reise mitgegeben hat:

„So wie die Erndte auf die Saat folgt,
So auf treue Pflichterfüllung reich der Lohn
und Segen.“

Ja, diesen Lohn und Segen will ich mir erringen, hieran soll niemand mich hindern, und wenn ich dann in den dunkelblauen Ozean schaue, die Sonne golden aufgehen und golden wieder untergehen sehe oder die Allmacht Gottes in dem reich besternten Himmel mit seinen Millionen Welten in kindlichem Erstaunen bewundere, dann wird bei mir die Stimme immer lauter, daß wir unter dem Schutze eines gütigen Vaters im Himmel ruhig unseren Weg ziehen und getrost in die Zukunft blicken dürfen.

26. Januar. Wie ich die vergangene Woche verlebt habe, will ich Dir erzählen, ich habe viel in Deinen und der Mutter Briefen gelesen. Dann treibe ich fleißig Spanisch, studire Bodes „Gestirnter Himmel“ und habe manches Stück aus den Werken von Cramer und Hummel auf dem Klavier geübt, nicht zu vergessen „Die göttliche Urania“.

Einen herrlichen Anblick bieten in letzter Zeit die fliegenden Fische, die in großen Schaaren über das Wasser fliegen und zuweilen auch auf Deck kommen.

Heute habe ich meine Korbflechterei hervorgeholt und für das weiße Täubchen ein Nestkörbchen geflochten. Ein Matrose hat mir dabei geholfen.

Wir haben uns der Linie (Aequator) bis auf $1^{\circ} 40''$ genähert, und Neptun wird bald seinen Einzug halten. Ich höre schon von Präparationen und Feierlichkeiten. Der alte Koch wird den Neptun und der Bootsmann seine Frau vorstellen, 14 Neulinge sind zu taufen und zu rasiren.

Gestern hatte einer unserer Matrosen ein Unglück. Er sah im Meer ein Thier schwimmen, welches von den Seeleuten spanischer man of war, auch by the Wind saylor genannt wird und zu dem Geschlecht der nautilus gehört. Er springt über Bord, um es zu fassen, als das Thier auf einmal eine Menge langer dünner Fangarme nach ihm ausstreckt und seinen Körper umfängt. Der Matrose erlitt die grimmigsten Schmerzen und behielt kaum so viel Besinnung, um wieder an Bord zu schwimmen, wo er wie ein Besessener umhersprang. Die langen Fäden, die aus lauter Saugwärtzchen bestehen, wurden aufs Schnellste abgelöst und die Wunden mit Oel eingerieben. Die entsetzlichen Schmerzen dauerten noch bis spät Abends.

Vergangene Nacht hatte ich einen herrlichen Traum; ich sah Dich in Deinem weißen Kleide mit rosa Schärpe, in dem Du mir so sehr gefielst, im Hause umhergehen. Mutter erwartete den Schullehrer aus Nienstedten und Mathilde Dreher zu Tisch.

Am 27. Januar, Nachts 12 Uhr, sind wir die Linie passirt auf $25^{\circ} 34''$ westlicher Länge von Greenwich. Heute muß also Neptun erscheinen. Nachmittags 2 Uhr kam er denn auch mit seiner Frau aus der Vorderluk des Schiffes gestiegen nach vorhergegangnem Rufen des Namens des Schiffes durch das Sprachrohr. Neptun wandte sich an den Capitain und sagte,

er freue sich, den „Mentor“ einmal wieder in sein Reich kommen zu sehen, er begrüße ihn; zugleich wolle er seine Amtspflicht an denen ausüben, die zum ersten

Mal sein Reich beträten. Er wußte, daß viele Neu-linge an Bord seien. Zu seiner Bequemlichkeit und Unterstützung beim Einseifen und Rasiren habe er seine Frau mitgebracht, die er die Ehre habe vorzustellen. Es solle sich niemand von den Neulingen verstecken, das nütze zu nichts, er habe sie alle zu Papier gebracht mit Namen, Charakter und sonstigen Eigenschaften.

Neptun sah sehr possirlich aus. Eine fürchterliche Perrücke aus Kabelgarn zierte sein roth und schwarz bemaltes Antlitz und hing ihm über den Rücken herab. Dabei war er sans culotte in einem kurzen Rock aus Leinen, worauf allerhand Figuren, Fische u. s. w., gezeichnet waren. An den Füßen trug er Sandalen, die nach Art der Griechen befestigt schienen, in Wirklichkeit aber durch Kienrußstreifen ersetzt waren. Ihm zur Seite stand seine würdige Ehehälfte, ähnlich ausgestattet, mit einer ungeheuren Krone aus Stroh und Kabelgarn auf dem Haupt.

In der Mitte des Schiffes stand meine Badewanne, mit Seewasser gefüllt, als Seifenbecken dienend. Daneben zwei Töpfe mit Kienruß zum Einseifen. Das Rasirmesser, ein Stück Eisen von einem Fuß Länge, auf der einen Seite als Seile hergerichtet und für diejenigen bestimmt, die nicht gut zahlten, hatte Frau Neptun, an einem Tau befestigt, an der Seite hängen. Am Scheerbaum an der großen Raa war ein Tau befestigt, unten mit einem Kreuzholz versehen, das über dem Wasser hing und vermittelt eines zweiten Taus an Bord gezogen werden konnte.

Nun holte Neptun seine Rolle hervor, auf welcher die Namen der zu Taufenden standen, und verlas sie, für einen Jeden mit Ermahnungen begleitet, die mit den drolligsten, oft recht derben Bemerkungen gewürzt waren. Ich wurde zuerst aufgerufen und von Neptun befragt, ob ich Wilhelm Oswald sei. Nachdem ich die an mich gerichteten Fragen beantwortet hatte, mußte ich mich auf das Kreuzholz setzen und wurde über Bord gelassen. Neptun fragte nun,

welches Lösegeld ich willens sei zu zahlen. Ich antwortete: „Dre Sößling“, worauf Neptun beordnete, daß ich gehißt würde, d. h. daß man mich in die Höhe ziehe. Mit einem lauten A Hoy hißten sie mich bis an den Scheerbaum, und da mir die Sache Spaß machte und das Wetter schön und die See ruhig war, trieb ich den Scherz noch etwas weiter. Mir war darum zu thun, so recht sailor like getauft zu werden. Ich sagte also dem Neptun: mehr als dre Sößling könne ich nicht geben, und wenn er damit nicht zufrieden sei, so solle er mich taufen. Neptuns Antwort

let the man down — Belay —
und ich in See

war die Sache eines Augenblicks. Was wollen Sie nun geben? fragte Neptun. Ich kaufte mich mit zehn spanischen Dollars los, und als ich wieder auf Deck stand, hielt Neptun folgende Ansprache an mich:

Da ich in Erfahrung gebracht habe, daß Sie ein sehr liebenswürdiges Mädchen zur Braut haben, auch ihr Portrait mit sich führen, was ich eigentlich nicht erlauben sollte, aber mit Rücksicht für sie mit Still-schweigen übergehen will und denken, es thut die Liebe, so sollen Sie mit einer Geldbuße freikommen für ihr und für sich selbst und auch die Erlaubnis von mir erhalten, genannte ungenannte Dame bei Ihrer Rückkehr zu freien.

Daß Alle an Bord sich herrlich amüsirten, kannst Du Dir denken, wahrscheinlich hatte der Steward etwas ausgeschwaßt. Ich dankte Neptun für seine besondere Güte und löste meine Verbindlichkeit mit Dollar 15 in todo ein. Nun wurde mein Gesicht mit Kienruß eingeseift, mit dem Eisen rasirt und ich dann in der Badewanne abgewaschen, womit die Zeremonie für mich beendet war. Mit den 13 Matrosen ging es etwas rüder zu. Die Feierlichkeit wurde zu aller Zufriedenheit voll-

führt. Die Einnahme bestand aus Dollar 80, welche unter die Schiffsmannschaft vertheilt wurde. Ich dachte viel an Mutter, die in großer Angst wegen des Taufens auf der Linie war und mir solches noch in einem ihrer letzten Briefe offenbarte.

29. Januar. Heute haben wir einen kleinen Haifisch gefangen, der einen Piloten bei sich hatte. Das ist ein kleiner Fisch, der sich stets in Gesellschaft des Hays befindet und dem Letzterer nichts thut. Gewöhnlich saugt er sich an den Kopf des Hays fest und hat dazu unter dem Maul besondere Saugwarzen. Wenn die See klar ist und der Hay um das Schiff herumschwimmt, sieht man den Pilot oft um den Hay herumschwimmen und sogar in seinen Rachen hinein und durch den Kiefer wieder hinausschwimmen. Es wird behauptet, daß der Pilot dem Hay Dienste leistet, um ihn auf Beute aufmerksam zu machen, indem der Hay vermöge seines Körperbaues nicht weit sehen soll. Wir ließen den Hay braten, er schmeckte aber nicht sonderlich, das Fleisch war sehr trocken.

1. Februar. Schönes, beständiges Wetter, frischer Wind. Morgens 10 Uhr war die Variation nach dem Azimuth der Sonne $70^{\circ} 20'$ — $\frac{3}{4}$ Strich westlich. Heute Morgen fingen wir einen Bonito, einen Fisch, der sehr schön gezeichnet ist, von der Größe eines starken Karpfens. Auf dem Leibe hat er der Länge nach dunkle Streifen, der Bauch golden, der Rücken dunkelblau.

Ich fing die grande Sonate von Beethoven aus As-dur an. Es ist die Sonate, welche Mutter mir geschenkt hat und die Du, liebe Adele, mir noch kurz vor meinem Abschied von Dir vorgetragen hast. Es war ein trüber Sonntag-Nachmittag, und dies mag der Grund sein, daß mich die Musik melancholisch stimmte. Ich habe mir vorgenommen, die Sonate tüchtig zu üben, die Musik ist gar zu schön. John, mein kleiner Kanarienvogel, ist wohl und munter, und freue ich mich oft wie ein Kind über das liebe kleine Thierchen.

5. Februar. Wir bemerken seit einigen Tagen braune Streifen im Wasser, welche die Nähe der brasilianischen Küste anzeigen. Woher diese kommen, darüber ist man in Zweifel. Einige halten sie für Saamen von Fischen, andere für Vegetabilien. Wir konnten bei dem starken Winde und der hohen See nichts davon habhaft werden.

6. Februar. Warfen das Loth mit einer Leine 120 fathoms, hatten keinen Grund, die Hitze ist sehr groß.

8. Februar. Steuerten westlich um Cap Frio zu machen. Das Meer, welches, nachdem wir den englischen Kanal verlassen hatten, dunkelblau war, wurde jetzt plötzlich hellgrün, ein Zeichen, daß wir der Küste nahe sind. Um 5 Uhr erblickten wir Land und bald nachher machten wir Cap Frio aus. Hierbei zeigte sich denn auch der unsichere Gang des an Bord befindlichen Chronometers, welchen wir bereits durch unsere Observationen vermuthet hatten. Es ergab sich, daß unsere Observationen alle richtig waren und daß wir $2^{\circ} 2'$ westlicher waren, als wir nach unserm Chronometer sein sollten.

9. Februar. Abends schrieb ich einige Zeilen, worin ich Länge, Breite und unser Aller Wohlsein anzeigte und warf solche, in einer Flasche wohl verkorkt, über Bord. Daß diese durch die Strömung an die brasilianische Küste getrieben, dort aufgefunden und nach Europa befördert werden möge, das ist mein Wunsch.

10. Februar. Da volle Windstille war, setzten wir ein Boot aus und fuhren um den „Mentor“ herum. Er ist nicht mehr so elegant von außen wie am Anfang der Reise, die Kupferhaut ist aber spiegelblank geworden.

14. Februar. Mit dem Oberon bin ich durch, er hat mir sehr gefallen, ich fange nun den Don Carlos an. Im Uebrigen wird die Zeit beschränkter, da wir mit den Vorarbeiten für unsere Expedition nach Valparaiso beginnen müssen.

16. Februar. Heute öffnete ich die Kiste mit den eingemachten Früchten, leider waren alle verdorben. Ich hatte mich besonders auf den Genuß dieser Früchte gefreut, da sie aus Eurem Garten stammten und Du sie eingemacht hattest.

17. Februar. Trafen einen Walfischfänger, den wir baten, uns zu rapportiren. Es war erfreulich, einmal wieder mit einem Schiff gesprochen zu haben.

18. Februar. Der heutige Tag, der Geburtstag unserer lieben Emma, zeichnete sich durch besonders schönes Wetter aus. Ich habe unserer lieben Emma besonders herzlich gedacht, da sie uns während der glücklichen Tage unseres Zusammenseins so viele Beweise ihrer Schwesterliebe gezeigt hat.

20. Februar. Morgens sahen wir den ersten Walfisch dicht vor dem Bug unseres Schiffes, Nachmittags einen Albatros. Das Meer hat eine dunkelgrüne Farbe angenommen.

28. Februar. Die Temperatur nimmt merklich ab, heute hatten 11 Grad Reaumur. Wir empfinden den Wechsel empfindlich. Abends 9 Uhr observirten die Distanz zwischen des Mondes nächstem Rande und dem Aldebaran, welche uns die Länge um Mittag auf $52^{\circ} 26''$ 15 W von Greenwich angab. Unsere durch Cours und Log ermittelte Länge war $52^{\circ} 28'$ Variation und Azimuth $14^{\circ} 25'$ Ost oder $1\frac{1}{2}$ Strich.

2. März. Der heutige Sonntag war ein sehr unruhiger. Der Sturm hatte zugenommen, die See ging hoch, das Schiff rollte heftig, wir bekamen viel Wasser auf Deck. Der Horizont war dick und die Luft sah schrecklich aus, das Schiff lag ständig zwischen haushohen Wellen eingepreßt. Der Sturm heulte in den Wandten, es war schaurig anzuhören.

Das sind die Freuden bei Cap Horn, in dessen Nähe wir uns jetzt befinden.

5. März. Die Luft war abwechselnd mit starkem Schnee- und Hagelgestöber angefüllt. Das Thermometer zeigte

$\frac{1}{2}^{\circ}$ unter Null, der Wind war schneidend kalt und dazu contrair, so daß wir beiliegen mußten und viele Sturzseen über Bord erhielten. Um 12 Uhr Mittags machten eine Distanz Observation, welche die Länge auf $61^{\circ} 18'$ West ergab. Nachmittags abwechselnd Schneegestöber und Hagelböen. Daß unsere Matrosen viel auszustehen haben, wirst Du verstehen; alle Augenblicke müssen Segel eingenommen oder wieder gesetzt oder gerefft werden. Das Arbeiten in den Masten ist gefährlich, kommen die Matrosen dann wieder auf Deck, so ergießen sich die Wellen auf sie, so daß sie durch und durch naß werden. Dabei sind sie lustig und guter Dinge und suchen sich gegenseitig aufzuheitern.

9. März. Nachdem wir in den letzten Tagen schwer zu kämpfen hatten, ging der Wind heute auf Nordost mit Schnee und Regen begleitet. Wir legten in 24 Stunden 172 Seemeilen zurück, das brachte uns ein gut Stück vorwärts. Sahen einen Mitsegler.

10. März. Die Luft war heute Morgen wieder sehr dick. Cap Horn wären wir nun passirt. Wir haben es nicht gesehen, hielten uns sehr südlich. Es schneit heute fast den ganzen Tag und wir schneeballen uns. Leider läuft der Wind wieder um.

13. März. Ein heftiger Sturm aus Nordwest treibt uns wieder zurück, wann wird unsere Erlösungstunde schlagen und wir aus dieser entsetzlichen Lage herauskommen. Man möchte manchmal verzweifeln.

16. März. Das Wetter ist heute ziemlich klar aber starker Wind aus Nordwest und West bei hohem Seegang. Ich feierte meinen Sonntag wie gewöhnlich und begleitete Dich in Gedanken zu Pastor Evers. Abends kam ein so heftiger Sturm aus WNW, daß wir alle Segel einziehen und mit gerefften Maintopsail beidrehen mußten. Wer einen solchen Sturm nie mitgemacht hat, der kann sich keinen Begriff

machen von der Kraft des Windes und des Wassers. Am 17. März gegen Mittag besänftigte sich der Sturm und der Wind ging nach SW herum, so daß wir wieder Aussicht auf Fortgang der Reise haben. Mein armes weißes Täubchen ist krank, wahrscheinlich von der Kälte, die uns schon viel Federvieh geraubt hat. Fast die ganze Mannschaft ist an Händen, Füßen und Gesicht von Frost befallen. Das stürmische Wetter hielt bis zum 20. März an. Abends hatten wir zu unserer großen Freude Gelegenheit endlich einmal wieder eine Längendistanz zwischen des Mondes nächstem Rande und Aldebaran zu nehmen; die Länge betrug $74^{\circ} 2'$, wir hatten starke westliche Strömung gehabt. Nach 8 Uhr Abends wurde die Luft wieder sehr dunkel, gegen 12 Uhr starke Blitze aus SW, eine halbe Stunde später sahen einen Meteor.

21. und 22. März. Das stürmische Wetter mit Squalls, Schnee und Hagel hält an.

23. März. Durch zwei Sonnenhöhen Vor- und Nachmittags berechneten wir die Breite. Wir liegen bei gereiften Segeln. Andauernd schlechtes Wetter, endlich am 28. März klartes auf, der Wind war zwar noch steif und die See ging hoch, aber wir hatten raumen Wind, 3 Strich in die Segel und wir machten guten Fortgang.

29. März. Guten Fortgang hatten wir auch in den letzten 24 Stunden, wir konnten Leesegele setzen und waren erheblich nördlicher gekommen. Das Thermometer steht schon wieder auf 6° . Nachts wurde ein Tümmler mit der Harpune geschossen; Bauch weiß, Rücken schwarz mit zwei starken Flossen und einem Nasenloch auf dem Kopf wie die Walfische. Er maß 6 Fuß 3 Zoll.

31. März. Gott sei Dank, das schlimmste unserer Reise ist überstanden. Alles ist uns wieder günstig. Leichte Winde tragen uns pfeilschnell an das Ziel unserer ersten Etappe. Bald werden wir Valparaiso erreicht haben, die Entfernung beträgt nur noch 700 Seemeilen. Die Luft ist schon

viel milder und die Schreckenstage von Cap Horn werden durch das herrliche Wetter und die zu erwartenden interessanten Eindrücke bald vergessen sein.

6. April. Heute ist der Tag, liebe Adele, an dem wir uns vor einem Jahr verlobten. Schöne Erinnerungen werden wach, auch heute ist alles in mir voll Lust und Liebe; der Himmel ist heiter, die Sonne scheint seit vielen Wochen zum ersten Mal einmal wieder lieblich und warm und ein sanfter Wind führt uns schnell durch die See, die nicht mehr wogend und brausend ist, sondern in kleinen gekräuselten Wellen, wohin auch das Auge schaut, ruhig vor uns liegt. Es war, als wenn Alles in der Natur so still und hehr sei, damit meine innere Freude nicht durch äußerliches Geräusch gestört werde. So verging der Tag, der vor einem Jahr mir so namenloses Glück brachte und meine langgenährte Hoffnung so herrlich in Erfüllung gehen ließ. Von nun an erwarte ich mit vermehrter Sehnsucht unsere Ankunft in Valparaiso und bitte Gott, daß er uns bald unserm Ziel zuführen möge.

Nachdem wir an den Tagen, vom 1. bis 5. April, noch sehr abwechselndes, zum Theil sehr stürmisches Wetter gehabt hatten, ging der Wind nach Süden. Wir nahmen Distanz um zu ermitteln, wie nahe wir der Küste seien und konnten feststellen, daß wir uns auf $73^{\circ} 9,15$ W Länge und $33^{\circ} 48$ Breite befanden. Um 2 Uhr sahen wir die Küste von Chile, nachdem wir seit Cap Frio kein Land gesehen hatten. Wir stiegen Alle in den Vortop, um uns an diesem schönen Anblick zu erfreuen. Um 5 Uhr, nachdem wir dauernd auf die Küste zugehalten hatten und 9 Knoten per Stunde liefen, unterschieden sich die Berge schon deutlicher. Um 7 Uhr gingen wir über Stag auf den andern Bug, um während der Nacht uns von der Küste in bestimmter Entfernung zu halten.

7. April. Morgens setzten alle dienlichen Segel und um 12 Uhr, nachdem wir die Breite in guter Observation festgestellt hatten, peilten wir die Spitze von Taraumilla NO

1³/₄ per Compaß, also nach der Karte um 13 Minuten nach dem Besteck zu westlich. Gleich, nachdem wir die Punta Taraumilla passirt waren, segelten wir längs der Küste. Die 30 deutsche Meilen im Innern liegenden schneebedeckten Cordilleren lagen, von der Sonne malerisch beleuchtet, vor unsern Augen. Um 2 Uhr erblickten wir die Telegraphenstation auf der hohen Küste von Valparaiso, passirten um 2¹/₂ Uhr die Punta Valparaiso und sahen jetzt die Schiffe im Hafen und dann die Stadt; setzten die Segel beim Winde und liefen über zum Almendral. In 5 Tacks kamen auf Schußweite von Valparaiso, wo wir um 3¹/₂ Uhr in 30 Faden Wasser zu Anker gingen, nachdem wir 112 Tage zwischen Himmel und Wasser geschwebt und in diesem Zeitraum 10 980 nautische Meilen zurückgelegt hatten. Majestätisch und wie ein Sieger einziehend aus schwerem Kampf, wogte der „Mentor“ durch die Bay unter Begrüßung und Salutirung der vielen im Hafen liegenden Schiffe und der Forts. — Valparaiso, auf deutsch „Paradiesisches Thal“, liegt auf den Anhöhen ca. 35 leguas von der Hauptstadt Santiago de Chile entfernt. Unsere Mannschaft hatte sich auf der ganzen Reise bei Hitze wie bei Kälte gut gehalten, Krankheiten von irgend welcher Bedeutung sind nicht vorgekommen.



Erlebnisse in Valparaiso, Santiago und Coquimbo und Weiterreise nach China.

Valparaiso, 10./14. April 1823.

Liebe theure Adele!

Am 8. April schrieb ich Dir wenige Zeilen mit dem Segelschiff „Antigore“ via Rio de Janeiro und meldete Dir unsere glückliche Ankunft in Valparaiso, und heute sende ich Dir den ersten Theil meines Tagebuchs und den ersten Gruß aus fernen, fernen Landen. Manches möchte ich noch hinzufügen, allein mir fehlt die Zeit. Das Schiff, das diesen Brief mitnehmen soll, liegt segelfertig. In wenigen Stunden wird es den Hafen verlassen.

Liebe Adele, Du glaubst nicht, welche gewaltige Arbeitslast plötzlich auf mir ruht. An Bord war die Arbeit gleichmäßig vertheilt. Die geistige Arbeit richtete sich nach den für die Mahlzeiten festgesetzten Stunden. Der Koch duldete keine Aenderung, es ging Alles äußerst gemüthlich zu, und jetzt am Lande, da ist es ein Treiben und ein Jagen, daß man oft nicht weiß, wo einem der Kopf steht. Tags über sind wir mit dem Auspacken, Sortiren und Besichtigen der Waaren beschäftigt, man ist nicht mehr der unabhängige Reisende, man muß sich nach den Gewohnheiten des Landes richten, muß Besuche empfangen und erwidern und Verbindungen anknüpfen, und Abends bleiben mir nur wenige Stunden, die schriftlichen Arbeiten zu erledigen. Das wird natürlich anders werden, sobald wir unsere Einrichtungen am Lande und an Bord zweckmäßig aufgezoogen haben. Bis dahin aber mußt Du Dich mit kurzen Berichten begnügen.

Es sind nun schon über sechs Monate vergangen, seitdem ich in Blankenese Abschied von Dir und den Deinen nahm, und im Stillen hatte ich fest darauf gerechnet, bei meiner Ankunft in Valparaiso Briefe von Dir vorzufinden. Ich war daher bitter enttäuscht, als dies nicht der Fall war, und muß nun lernen, mich in Geduld zu fügen, wie es auch Dir beschieden ist. Für heute schließe ich meinen Bericht, weil die Verhältnisse mich zwingen, und habe nur noch eine Bitte hinzuzufügen:

Mein guter alter Vater wird gewiß rechte Sehnsucht nach Nachrichten von mir haben und würde dankbar sein, wenn Du das Interessanteste aus dem Bericht ausziehen oder, besser noch, wenn Du ihm den Originalbericht zur Einsicht senden wolltest, nachdem Du ihn gelesen hast.

Das wäre lieb von Dir!

Wie würde sich der alte Herr freuen!

— — — — —
— — — — —
— — — — —

In herzlichster Liebe

Dein treuer

Willh.

Santiago de Chile, 26. Mai 1823.

Herzlich geliebte Adele!

Ich schreibe Dir heute von der Hauptstadt aus. Ich habe eine lange Pause in der brieflichen Unterhaltung mit Dir machen müssen, weil sich keine Schiffsgelegenheit zur Beförderung der Briefe bot, und der Correo, der die Post von Santiago über die Cordilleren nach Buenos Ayres bringt, diesmal ungewöhnlich spät abgeht.

Noch ist mir die Freude nicht geworden, auch nur eine einzige Zeile von Dir und den Freunden daheim zu erhalten.


Wie sehne ich mich nach Briefen von Dir!

Ich sende Dir heute innige Grüße hinüber über das weite Meer nach meinem geliebten Wandsbek, wo Ihr, die Mutter, Du und die Geschwister, wieder eingezogen seid und Euch des schönen Frühlings erfreut. Am 21. Mai, dem Geburtstag der theuren Mutter, waren meine Gedanken besonders viel bei Euch. Erinnerst Du noch, wie wir vor einem Jahr den Tag feierten? Wie ein Jeder bemüht war, nur Sonnenschein ins Haus zu tragen, wie Ihr am frühen Morgen Kränze wandet und den Geburtstagstisch mit Blumen schmücktet und Ihr alles zum festlichen Empfang der Mutter bereit stellet? Und wie dann die theure Mutter eintrat und mit Dank im Herzen unsere Glückwünsche entgegennahm und uns umarmte? Da glänzten Freudenthränen in ihren Augen! — Dieser Augenblick wird mir unvergeßlich bleiben und ich durfte dabei sein.

Der erste Eindruck, den ich von Valparaiso empfang, war kein günstiger. Das am 19. November 1822 stattgehabte Erdbeben hatte furchtbar gewüthet, fast zwei Drittel der Stadt lag in Trümmern. Glücklicher Weise hatte das Erdbeben vor 10 Uhr Abends, als die Menschen noch wach waren, eingesetzt, so daß die meisten sich auf die Straße retten konnten und verhältnißmäßig nur wenige ums Leben kamen. Mit zwei heftigen Erschütterungen, die von einem schrecklichen Getöse begleitet waren, setzte das fürchterliche Naturereigniß ein. Das Meer war über sechs Klafter (36 Fuß) gestiegen und richtete große Verheerungen an. Die Bay von Valparaiso, wo die Schiffe zu Anker liegen, ist von Bergen umgeben. An diesen Bergen sind die Häuser der Stadt Valparaiso wie Schwalbennester in luftiger Höhe erbaut. In einer Entfernung von zwei englischen Meilen am anderen Ende der Bay liegt auf flachem Strand der Almendral, auf Deutsch Mandelhahn. Er bildete früher

eine Stadt für sich, jedoch sind mit der Zeit beide Städte durch eine lange Reihe von Häusern fast schon zu einer geworden. In Almendral liegen die Landhäuser der Kaufleute, Quintas genannt. Beide Städte haben durch das Erdbeben sehr gelitten, jedoch wird mit dem Wiederaufbau der Häuser schon wieder begonnen. Die Bauart ist eine höchst einfache. Die Wände werden aus Lehm, die Dächer aus Holz oder sonstigem leichten Material hergestellt. Mehr gebraucht der gewöhnliche Mann nicht. Der Chilene ist an Erdbeben gewöhnt. Er sagt, ein so schweres Erdbeben, wie wir jüngst erlebt haben, kommt nach den gemachten Erfahrungen nur alle 70 bis 80 Jahre vor, mich trifft es also nicht; wozu soll ich unnütz Geld ausgeben. Und daß er in seiner Ansicht, daß leichte Erdbeben ihm nicht schaden, nicht so unrecht hat, davon haben wir uns überzeugt. Seit unserem Eintreffen in Valparaiso haben wir bereits zwei mitgemacht, das eine am Lande, das andere an Bord. Ein leichtes Zittern der Erde, begleitet von einem saufenden Geräusch, zeigt den Bewohnern an, daß Gefahr naht. Dann stürzen alle in dem Zustand, in dem sie sich befinden, einerlei, ob bei Tag oder bei Nacht, auf die Straße, und Todtenstille tritt ein, nur von dem leisen Gemurmeln des Ave-Maria-Gebets unterbrochen. Gewöhnlich folgen mehrere kurze Erdstöße auf einander. Nach wenigen Minuten ist die Gefahr vorüber, und ein Jeder kehrt in sein Haus oder an seine Arbeit zurück.

Außer den vorstehend geschilderten Zuständen waren es aber noch andere Eindrücke, die beim ersten Landen in Valparaiso befremdend auf mich wirkten. Ich war in Berlin und Schlesien aufgewachsen, hatte Preußen und die Hansestädte Bremen und Hamburg kennen gelernt, sonst aber nichts von der Welt gesehen. Da plötzlich sehe ich vor mir eine ganz neue Welt, andere Menschen, andere Sitten, andere Gebräuche. Gesichter, die mehr den wilden Indianerstämmen angehören als den Bewohnern eines civilisirten Staates, wild,

aber doch sympathisch, und ungemein malerisch anzusehen. Die Männer, stark gebräunt von der Sonne, alle mit einem Poncho bekleidet, einem Stück Zeug, aus Wolle verfertigt, mit einem Schließ in der Mitte , durch welchen sie den Kopf stecken, so daß das Zeug von den Schultern herabhängt; auf dem Kopf einen großen breitrandigen Strohhut.

Auf den Straßen Valparaisos herrscht ein reges Leben. Züge von Maulthieren in großer Zahl, mit Waaren schwer bepackt, ziehen dem Gebirge zu nach den Plätzen im Innern; andere kehren mit Producten des Landes von dort zurück. Große hölzerne Karren, mit Ochsen bespannt und mit Gütern beladen, bewegen sich nach den näher gelegenen Orten. Lastträger schleppen schwere Lasten auf den Schultern, und mitten in diesem Lärm und Gedränge reitet ein vornehmer spanischer Caballero, das Pferdegeschirr, reich mit Silber beschlagen, mit langem Poncho, großen silbernen Sporen und Botas da Patoe bekleidet, das sind Stiefel, aus Häuten von den Schenkeln junger Pferde angefertigt, — auf dem Rücken eine Flinte — und gefolgt von einem Peon (Diener), auf einem Maulthier reitend, um nach einem Ritt von 200 bis 300 leguas über das Gebirge einen Freund in der Stadt aufzusuchen — ein herrlich farbenreiches Bild.

Mr. Waddington, Chef des Hauses, das unsere Geschäfte vermittelt, hat sein schönes schwarzes Pferd mir ganz zur Verfügung gestellt. Ich benutze es gern, da die Bewegung mir gut thut und ich auf diese Weise die Umgegend Valparaisos kennen lerne. Ich genieße diese Ausflüge sehr. Die Aussicht von den höher gelegenen Orten ist besonders schön. So habe ich noch vor gut acht Tagen mit Freunden einen Ritt nach der 3 leguas entfernten Viña a la mar — dem Weinberg am Meere — gemacht, der insofern interessant ist, als der Weinberg einer Familie Carera gehörte, die früher zu den angesehensten des Landes zählte, in der Revolutionszeit aber — weil der Chef des Hauses sich für die Royalisten erklärte — verbannt und schließlich ermordet wurde.

Am Sonnabend, 24. Mai, Mittags, traten wir unsere Reise nach Santiago, der Hauptstadt Chiles, an, nach Landes-
sitte im großen Poncho und Strohhut und mit Pistolen und
Säbeln gut bewaffnet. Ich bestieg meinen Rappen, Scholz
das ihm gestellte Pferd, gefolgt von unseren Peonen, eben-
falls zu Pferde. Nach warmem herzlichem Abschied von
unseren Valparaiso-Freunden und begleitet von mehreren der-
selben ging es im Galopp davon. Der Weg führte eine halbe
Stunde dem Gestade entlang durch den Almendral und dann
durchs Vorgebirge hinauf zur Straße nach Santiago. Lang-
sam und mit Schweiß bedeckt klimmten unsere Pferde den
steilen Weg hinan. Oben machten wir noch einmal Halt
und blickten zurück auf Valparaiso. Dann trennten wir uns
von unseren Freunden, die nach der Stadt zurückjagten, und
schweigend zogen wir unseren Weg voran. Es ging durch
Bergschluchten und wilde felsige Gegenden, in denen uns
von Zeit zu Zeit Züge von lasttragenden Eseln begegneten,
voran stets die Mandrina, die Mauleseltute, mit ihrer Glocke
am Hals. Die Sonne war im Sinken. Bald erreichten wir
la casa Blanca, wo unsere Pferde sich einen Augenblick ver-
schnauften. Nun begann der Aufstieg zur Cuesta del Sapato,
ein steiler Bergrücken, wo wir abermals Halt machten. Die
Sonne warf ihre letzten Strahlen auf die fernen Gebirge
und färbte die schneebedeckten Andes mit ihrem Purpur-
licht. Die Zügel in der Hand, setzte ich mich auf einen Fels-
block und überließ mich meinen Träumereien, während die
Peone ihr munteres Abendlied anstimmten und ihre Cigarette
anzündeten. Der Contrast zwischen ihren und meinen Ge-
danken war gewiß recht groß. Ich dachte nach Haus an
die glücklichen Stunden, die ich bereits mit meiner kleinen
Braut verlebt habe, und bedauerte, daß es ihr nicht ver-
gönnt war, die Genüsse mit mir zu theilen, die diese höchst
interessante Reise mir darbot. Mich überfiel ein starkes
Heimweh! Da mahnte der Führer zum Aufbruch, wir be-
gannen den Abstieg, und in einer halben Stunde waren wir

unten. Der Mond strahlte in vollem Glanze, und eine kühle Luft wehte uns entgegen. Die Natur war wie ausgestorben, man hörte nur das Getrappel der Pferde und das Peitschenknallen der Peone, und ich war wieder heiter gestimmt. Gegen 10 Uhr hielten wir vor einem Hause, in dem wir Nachtquartier nehmen sollten. Auf der Schwelle der Treppe saß ein junges Mädchen, die Gitarre in der Hand, und grüßte uns freundlich. Wir stiegen ab und traten in das Haus, das wie alle Wirthshäuser an der Straße einen ärmlichen Eindruck machte; wir waren jedoch froh, eine Ruhestätte für die Nacht zu finden. Nach Einnahme eines leichten Abendessens legten wir uns in die mit Kuhhäuten und etwas Stroh belegten Bettstellen. In unseren Poncho eingehüllt, verfielen wir bald in tiefen Schlaf. Vor Sonnenaufgang waren wir schon wieder reisefertig, verabschiedeten uns von unserer Wirthin, einer netten alten Dame, und ritten davon. Die Sonne ging auf und sandte ihre wärmenden Strahlen über das Land. Es war ein herrlicher Morgen, dunkle Himmelsbläue bedeckte den Horizont, und die Luft war mild und erquickend. In den Gebüsch ward es lebendig. Schwärme von kleinen hübsch gefiederten Vögeln zogen durch die Luft, während der ernste Papagei auf dem Gipfel eines Baumes seine bunten Flügel gegen die warmen Sonnenstrahlen ausbreitete und ein großer Raubvogel, ein Condor, in weiten Kreisen hoch in den Lüften umherflog und auf Beute lauerte.

Um 1 Uhr Nachmittags trafen wir in Pustamente ein, etwa zweidrittel Wegs von Valparaiso nach Santiago, um Mittagstraft zu halten und sich für die schlimmste Wegestrecke, die Cuesta del Prado, zu stärken. Ein gutes Stück Guacho lomo, eine Art Mürbebraten, ein Glas Landwein und Früchte befriedigten unseren Hunger. Nach einer Stunde Raft saßen wir wieder im Sattel und ritten langsam davon; wir mußten unsere Pferde schonen. Der Weg führt durch Oliven- und Pomeranzenwälder. Die Thäler sind hier schon gut angebaut. Ueberall, wo Wasser vorhanden, und

das ist hier der Fall, kann der Pflanze sozusagen während des ganzen Jahres ernten. Nutzt er die ihm von der Natur dargebotenen Vortheile nicht aus, so liegt das an ihm, daß er nicht mehr arbeitet, als er für seinen täglichen Gebrauch verdienen muß. Man sieht hier Pflanzen und Bäume, die vielfach Knospen, Blüthen und Früchte zu gleicher Zeit tragen. Welch reiche Erndten könnten die Pflanze erzielen, wenn sie den Anbau der Früchte sachgemäß betrieben. Unter solchen Betrachtungen kamen wir zur *cuesta del Prado* und zwar zu der Stelle, wo der steile Aufstieg beginnt und jeder Reiter, einerlei, ob Herr oder Diener, vom Pferd steigt und auf eigenen Füßen die steile Berghöhe erklimmen muß.

In krummen Linien, von einem Bergrücken zum andern, windet sich der steile Weg zur Höhe. Je höher man kommt, desto mehr nimmt der Baumwuchs und die Vegetation ab, bis zuletzt nur noch Knieholz, die wilde Aloe und moosartige Gewächse übrig bleiben. Langsam erklimmten wir die Höhe, oft ausruhend, und endlich waren wir oben auf der höchsten Spitze. Die Sonne brannte gewaltig und wir suchten Schutz hinter Gesträuchen. Die Gegend ist hier wild romantisch, mit jedem Schritt ändert sich das Bild. Tief unter uns zieht sich das Thal von *Curucabi* entlang und wie ein Silberstreifen schlängelt sich der Fluß durch das Thal. Nun ging der Weg eine Zeit lang an dem zackigen Bergrücken entlang bis daß tief unter uns ein Theil des großen Thals von *Santiago* und die *Cordilleren* zum Vorschein kamen. Rasch vollzog sich der Abstieg und wir ritten auf ein nahe gelegenes Haus zu, um auf kurze Zeit auszuruhen und uns zu erfrischen. Hier trafen wir mit einem Geschäftsfreund aus *Santiago* zusammen, *Don Ramon de Dias*, der mit seiner Familie zu Wagen von der Hauptstadt kam und auf der großen Fahrstraße die Reise nach *Valparaiso* fortsetzen wollte.

Der Aufzug einer reisenden spanischen Familie ist für Neulinge sehr anmuthend. In einer altmodischen spanischen Karosse saß *Don Ramon*, seine Gemahlin *doña Luisa*, und

zwei seiner Töchter. Die Damen mit großen seidenen Tüchern über Kopf und Schultern und einem großen Strohhut versehen. Die Herren und Diener mit Poncho und Strohhut bekleidet. Mit spanischer Grandezza grüßte der Herr und die Damen und wir plauderten ein Viertelstündchen, wie Reisende wohl zu thun pflegen, über gleichgültige Sachen, dann trennten wir uns und nun ging es in scharfem Galopp über die weite Ebene. Bald sahen wir das Thal von Santiago vor uns, und fern am Fuß der Schneeberge die Hauptstadt Santiago mit ihren weißen Häusern. Wir gaben den ermüdeten Pferden die Sporen und passierten bald den Mapocho, einen Fluß, der durch das ungeheure Thal von Santiago fließt. Es war ein malerischer Anblick. Vor uns die schneeigen Andes, von der Abendsonne beschienen, in herrlicher Pracht, während über dem unteren Theil der Berge bereits die Dämmerung einsetzte. Um 7 Uhr Abends waren wir dicht vor der Stadt, noch einmal mußten die Pferde mit Sporen und Peitsche angetrieben werden und wir hielten vor Waddington's Haus. Die große Flügelthür öffnete sich, wir ritten in den Hof und stiegen von den ermüdeten Gäulen. Mr. du Putoon, der hier dem Hause von Waddington vorsteht und ein alter Freund von Scholz ist, empfing uns und hieß uns herzlich willkommen. Wir waren bald in lebhafter Unterhaltung begriffen, dann aber übermannte uns die Müdigkeit und wir zogen uns auf unsere Zimmer zurück.

Mr. du Putoon ist seit zwei Monaten mit einer Chilenin, aus der vornehmen Familie Larraine verheirathet, eine sehr liebenswürdige Dame. Wir sind durch sie und ihre Familie und Freunde in viele der angesehensten Häuser eingeführt worden und leben ganz in der spanischen Welt. Gastfreundschaft ist ein schöner Zug der Chilenos, und ist man bei einer Familie aufgenommen, so kann man sie Abends unangemeldet auffuchen und sich als Hausfreund betrachten.

Nach 7 Uhr beginnt die Besuchszeit. Die Geselligkeit

ist ganz eigener Art, man kommt und geht wie es einem gefällt, man begrüßt die Herren und Damen und besonders gern die junge Welt, wenn man selbst noch jung ist, man unterhält sich, ohne geistreich zu sein. Es wird Clavier gespielt und es wird getanzt. Der langsame Walzer, die graziose menuet in $\frac{3}{4}$ Takt und der contredance sind die beliebtesten Tänze. Da man stets in Schuhen geht, ist man auch stets tanzbereit. Habe ich einen Tanz mitgetanzt, ein Lied gesungen, ein Stück gespielt und mich mit den Damen unterhalten, dann nehme ich meinen Hut, wünsche den Señoritas und Señores buenas noches und besuche eine andere Familie. Auf diese Weise besuche ich oft drei bis vier Familien an einem Abend. Fremde, die musikalisch sind, sind besonders gern gesehen und man fühlt sich mit den Familien bald auf's herzlichste verbunden.

Die Lebensweise der Spanier und der Spanierinnen ist wesentlich verschieden von der unsrigen. Tags über bleiben die Damen in ihren Häusern, sobald aber die Dämmerung eintritt oder wenn der Mond scheint, dann sieht man sie in großer Zahl — verheirathete und unverheirathete — mit einem seidenen Tuch über Kopf und Schultern geschlungen, womit sie das Gesicht halb verdecken, ohne männliche Begleitung durch die Straßen nach den Tiendas — Läden — ziehen, wo vielleicht die ganze Gesellschaft eine Elle Band kauft. Der Ton ist dabei sehr ungebunden aber stets den guten Sitten entsprechend. Die führende Dame scherzt mit dem Verkäufer, während sie den Fächer, der nie aus ihrer Hand verschwindet, ununterbrochen bald auf-, bald zuschlägt, was sie mit großer Grazie zu thun versteht. Dann geht's vielleicht nach dem Schuhmarkt, wo ähnliche Scherze getrieben werden und wo bekannte Herren sich einfinden. Bei allem Thun und Lassen herrscht die spanische Grandeza und die geringste Unart würde ebenso streng gerügt werden, wie man sonst nach Sitte des Landes vertraut mit einander verkehrt.

So anziehend der Verkehr im Kreise der chilenischen Frauen und jungen Mädchen nun auch ist, entbehrt man auf die

Dauer doch etwas von dem Ernst und der Pflichttreue der deutschen Frau. Was dem deutschen Manne die deutsche Frau so lieb und werth macht, ist das Glück im Hause. Das intime Leben in der Familie fehlt hier ganz. Den chilenischen Frauen ist der eigene Hausstand völlig unbekannt. Sie überläßt Alles den treuen oder untreuen Dienern des Hauses. Was eine deutsche Frau zu thun für ihre Pflicht hält und als Recht für sich in Anspruch nimmt, würde die Chilenin als eine unerhörte, unerfüllbare Last betrachten. Solche Gegensätze sind schwer auszugleichen.

Die Hauptstadt macht einen günstigen Eindruck. In der Mitte der Stadt liegt ein großer Platz, la plaza genannt, geziert von einem Springbrunnen. Von öffentlichen Gebäuden verdienen genannt zu werden der palacio, das consulado, la moneda (die Münze), la aduana (das Zollhaus) und eine größere Zahl von Kirchen. Unter diesen ragt hervor die catedral. Abends herrscht großes Leben auf den Straßen, die Militaircapellen der hier garnisonirenden Regimenter durchziehen die Stadt mit Musik.

Die Bevölkerung Chiles ist streng katholisch und die Priesterherrschaft übt auf alle Klassen der Einwohner großen Einfluß aus. Dieser Einfluß zeigt sich in den Kirchen durch Messe und Gebet, auf den Straßen durch Processionen. Eine solche Procession haben wir kürzlich mitgemacht. Es handelte sich darum, die Mutter Gottes anzurufen, dem Lande Regen zu beschern, um die ausgedorrtten Steppen wieder zu beleben und fruchtbar zu machen und dem Viehsterben Einhalt zu thun. An der Spitze dieser Procession gingen betende Priester und singende Chorknaben, begleitet von einer großen Menschenmenge, die brennende Fackeln in der Hand trugen und gleichfalls beteten und sangen.

Am letzten Donnerstag wurde der höchste Feiertag in den katholischen Landen, das Fronleichnamfest, begangen. Die Procession begann Mittags 12 Uhr. Der Zug ging um die plaza herum. An den vier Ecken waren Heiligenbilder

errichtet. Dem Zuge schlossen sich ungezählte Mengen von Kerzenträgern an. Alle Glocken der Stadt läuteten, es wurden tausende von Raketen abgeschossen, ein sonderbarer Brauch mitten am Tage und bei Sonnenschein, und die Flagge von Chile, roth, weiß und blau, wehte von allen öffentlichen und Privatgebäuden.

Den Kerzenträgern folgten in größerer Zahl die Ordensbrüder, namentlich Franziskaner und Karmeliter. Dann kam das Muttergottesbild, die Hohe Geistlichkeit, der alte Bischof mit dem corpus christi in der Hand unter einem Baldachin, vorher der Bischofsstab und die Chorknaben mit ihren Räuchergefäßen, dann alle hohen Staatsbeamten, an der Spitze der supremo director Freire und schließlich die Regimenter. — In den Straßen, wo der Bischof den corpus christi — das Allerheiligste — zeigte, fielen die Leute auf die Knie. Auch wir Ausländer knieten dem Brauch gemäß.

Die Umgegend von Santiago habe ich noch nicht aufgesucht. Davon später. Dieser Brief geht Morgen früh von hier ab und schon ruft der heisere sereno (Nachtwächter), obgleich es noch nicht Mitternacht ist, ave Maria purissima son las tres y medias y luna, der gewöhnliche Ruf der Nachtwächter mit Anzeige, daß es 3¹/₂ Uhr und Mondschein ist. Ich muß schließen.

Ich gedenke hier nicht länger als vier bis fünf Wochen zu bleiben.

In treuer Liebe

Dein

Willh.

Valparaiso, 17. Juli/22. August 1823.

Innigtgeliebte Adele!

Endlich bin ich in den Besitz von Briefen von Dir gelangt. Der erste vom 7. Januar traf mich in Santiago. Er war aus Versehen nach China gegangen und ist von dort zurückgeschickt worden. Den zweiten vom 4. Februar empfing ich vergangenen Sonntag in Valparaiso. Meine Freude war groß, so groß, wie ich sie Dir garnicht schildern kann. Es waren die ersten Nachrichten, seitdem ich in See gegangen war. Es waren Briefe aus der Heimath von den liebsten Menschen, die ich besitze. Jetzt weiß ich, daß Du wohl und munter bist, ebenso die theure Mutter. Was kann ich mehr verlangen?

Für die herzlichen Glückwünsche zu meinem Geburtstag sage ich Dir besten Dank! Zwar ist der Brief nicht am 11. Juni angekommen, wie Du bestimmt erwartetest, sondern erst vierzehn Tage später, aber was macht das? Die Hauptsache war, daß ich ihn erhielt. Im Uebrigen ist der diesjährige 11. Juni wesentlich anders verlaufen als vor einem Jahr. Damals friedlich und freundlich daheim im geliebten Hamburg, diesmal im Brausen des Sturmes und großer Gefahr für das mir anvertraute Gut.

Der Morgen des 11. Juni hatte wie die vorhergehenden Tage stürmisch eingesezt. Da traf von Valparaiso die Nachricht ein, daß dort ein Orkan wüthe, der viel Schaden anrichte, und daß unter den 24 Schiffen, die in der Bay von Valparaiso zu Grunde gegangen seien, sich auch der „Mentor“ befinde. Ich war wie versteinert und griff nach Deinem Bild, um aus Deinen sanften Zügen Ruhe und Fassung zu gewinnen. Ich konnte nicht glauben, daß mir eine so schwere Prüfung auferlegt sei und mein Unternehmen zu einem Theil vernichtet wäre. Ich sezte mein Vertrauen auf Gott. — Die Nacht verging in banger Sorge, ich wartete stündlich auf neue Nachrichten. — Da endlich, am frühen

Morgen des 12. Juni, trat der Postbote bei mir ein und meldete, der Orkan habe sich gelegt und der „Mentor“ habe sich tapfer gehalten, er sei, bis auf den Verlust des Großboots, glücklich davon gekommen. Groß sei die Gefahr gewesen, in der der „Mentor“ geschwebt habe, aber noch größer sei die Bewunderung für Capitain Harmssen, der es verstanden habe, sein Schiff aus dieser Gefahr zu retten und zugleich die Mannschaft eines fremden Schiffes zu bergen. Gelobt sei Gott! — Ich will Dir erzählen, wie Alles hergegangen ist. Der Orkan hat vom 9. bis 11. Juni gedauert, und 24 schöne Schiffe, darunter mehrere Kriegsschiffe, sind zertrümmert oder stark beschädigt worden. Die gewaltige See hat das Ufer von Valparaiso nach Almendral vollständig zerstört. Das Wasser stieg so hoch, daß einzelne der gestrandeten Schiffe in den Straßen der Stadt liegen. Der Anblick ist ein trauriger. Mancher Chilene hat sein Leben dabei verloren. Der „Mentor“ hat seine Rettung dem schweren Ankergeschirr zu danken, das an Bord ist, und der geschickten Ruderstellung und Segelsetzung, die Capitain Harmssen persönlich leitete, um das Stampfen des Schiffes zu mindern und den Bug nach der einen oder anderen Seite zu halten. Hoch anzuerkennen ist, daß Capitain Harmssen neben der unausgesetzten Aufmerksamkeit, die er dem eigenen Schiff zuwenden mußte, Zeit fand, noch andere Schiffe zu beobachten und daß, als die Brigg „Clarion“ auf ihn zutrieb, er sofort Befehl ertheilte, Taue über Bord zu werfen, um den Leuten beim Ueberbordspringen Gelegenheit zu geben, die Taue zu ergreifen und sich zu retten. Die Mehrzahl der Mannschaft ist auf diese Weise gerettet worden.

Ich schließe mit den innigsten Wünschen für Dich und
Dein Wohl

Dein treuer

Willh.

Valparaiso, 21. September 1823.

Mit dem Schiff „Hugh Crawford“, welches Morgen nach England segelt, sende ich diesen Brief und das Duplicat meines Schreibens vom 17. Juli/22. August.

Ueber meinen ersten Aufenthalt in Santiago habe ich Dir schon manches mitgetheilt. Heute will ich ergänzen, was von Interesse für Dich sein möchte.

Die Hauptzeit habe ich selbstverständlich den eigenen Geschäften gewidmet, aber Nachmittags zwischen 2 und 4 Uhr, wo alle Geschäfte geschlossen sind, blieb immer so viel Zeit, um einen kurzen Spazierritt oder Spaziergang zu machen. An Sonn- und Festtagen ist dies ohnehin der Fall, dann strömte die beau monde gern in's Freie, um Bekannte zu treffen und die Zeit angenehm zu verbringen. Man flanirt und sucht die bekannten Locale auf, denn für die Frauen und jungen Mädchen ist Geselligkeit und ein rascher Wechsel in dem, was man thut, ein Lebensbedürfniß. Man kommt und man geht, wie auf den Abendbesuchen. Alle sind in lustigster Stimmung. Neu für mich sind in dieser Saison Concerte, die von europäischen Künstlern veranstaltet werden und, wie es scheint, Anklang finden. Wer aber unsere guten Concerte in Deutschland kennt — und ich spreche nicht nur von den öffentlichen, sondern auch von den Privataufführungen, namentlich in dem Weigel'schen Hause in Hamburg, wo die älteste Tochter das Clavier meisterhaft spielt und dem todten Instrument Leben einzuhauchen versteht — auf den können Concerte, wie sie in Santiago vorgeführt werden, keinen großen Eindruck machen.

Mein zweiter Besuch traf mit höchst interessanten Begebenheiten zusammen. Es war die Zeit, wo der Congreß des Landes zusammentrat, um ein neues Oberhaupt zu wählen. Großartige Festlichkeiten wurden veranstaltet. Bei jeder sich anbietenden Gelegenheit wurde die Stadt festlich erleuchtet, brillante Feuerwerke auf der plaza abgebrannt und Pro-

cessionen abgehalten. Im consulado waren tagsüber die Mitglieder des Congresses versammelt und debattirten über wichtige Staatsangelegenheiten, wobei es oft sehr wild und lärmend zuing. So wie es meine Zeit erlaubte, besuchte ich diese interessanten Versammlungen und sah und hörte viel Neues.

Am 10. August ward der Congreß eröffnet, der Bischof hielt in der Cathedrale eine Ansprache und ermahnte Alle zur Eintracht. Dann ging der Zug von der Cathedrale, von dem gesammten Militair begleitet, nach dem palacio, wo der supremo director abgeholt und nach dem consulado geführt wurde. Dort legte er seine interemistische Würde nieder und wurde einige Tage darauf zum wirklichen supremo director des Freistaates Chile gewählt. Wenn man zu dieser Zeit bei bekannten Familien eintrat, so fand man alle Anwesenden, Männer und Frauen, selbst junge Mädchen, nur mit der Politik beschäftigt.

Am 15. August gaben die Franzosen ein großes Fest zu Ehren Napoleon's, das glänzend verlief. Alle Schönheiten der Hauptstadt und der Umgegend waren in dem prächtig decorirten Saal im Festcostüm anwesend, man glaubte sich nach Europa versetzt. Ein Concert eröffnete das Fest, dann wurde getanzt bis 7 Uhr Morgens. Ich sah dem Gewühl bis 1 Uhr Nachts zu und brach dann auf; zum Tanzen hatte ich keine Lust.

Sehr lohnend sind die Ausflüge in die Umgegend von Santiago. Von diesen will ich Dir erzählen.

Es war an einem Sonntag Morgen als ich mit einigen Freunden zu Pferd nach der 6 leguas entfernten Brücke über den Maipu aufbrach. Die Morgensonne beleuchtete das majestätische Gebirge der Cordilleren und wir jagten in lustiger Stimmung über die weite Ebene unserm Ziel entgegen. Nachdem wir einige leguas zurückgelegt hatten, hielten wir bei einer chacra (Bauernhof oder Pächtere) und nahmen zur Labung aus dem buntgeschmückten Ochsenhorn einen Trunk



chicha (ungegornen Wein). Die Landschaft veränderte sich ständig und gab Veranlassung zu hoher Bewunderung.

Wir passirten einen Theil des Schlachtfeldes, wo die berühmte Schlacht von Maipu geschlagen wurde, welche über das Schicksal und die Befreiung Chiles von der spanischen Macht entschied. Es hat etwas Geheimnißvolles, einen Ort zu betreten, der nun einsam und verlassen daliegt und vor kaum fünf Jahren von dem Donner der Kanonen, dem Schlachtgetümmel und dem Geschrei vieler Tausenden, denen der Krieg hier ein frühes Grab gegraben, ertönte. Ueberbleibsel sind nicht zu sehen, nur hier und da von der Sonne gebleichte Knochen. Um 10^{1/2} Uhr waren wir bei der puente (Brücke). Sie ist in der That sehr merkwürdig. Der Maipu ist hier sehr tief und reißend. Ueber diesen haben Menschenhände eine Hängebrücke gebaut um die Passage nach den Gebirgen von Congagua zu erleichtern.

Zwei starke Seile sind über den Maipu gespannt, an diesen hängt die aus Holz und Streifen von Ochsenhäuten construirte Brücke. Wir gingen über dieselbe; man schwebt in der Luft, jeder Schritt bringt die Brücke in's Schwanken. Die Wagen müssen stückweise hinübergetragen und an dem andern Ufer wieder zusammengesetzt werden. Wir waren zugegen, wie ein Wagen auf diese Weise die Brücke passirte. Stelle Dir nur keinen europäischen Reifewagen dabei vor. Es sind hölzerne Karren mit einem Spitzdach, ungefähr wie die der Schäferkarren, nur kleiner. Mit solchen reist man hier durch's ganze Land.

Die Aussicht ist hier herrlich. Nah und fern thürmen sich die Gebirge über einander. Die Gegend hat Aehnlichkeit mit einem schweizer Thal und seinen hohen Alpen. Lange genoß ich diesen erhabenen Anblick. Wir ritten eine legua zurück nach einer chacra, wo uns ein frugales Mittagessen herrlich mundete.

Um 3 Uhr traten unsern Heimritt an, genossen den Untergang der Sonne und waren in der Dämmerung wohlbehalten wieder in Santiago.

Wer wildromantische Gegenden liebt, der muß nach Chile kommen und am Fuß der Cordilleren de los Andes sich aufhalten. Dorthin habe ich manchen Ausflug mit meinem Freunde Kendall, einen Engländer, den ich in Santiago kennen und schätzen gelernt habe, gemacht. Mit ihm suchte ich die verschiedenen Berge und Thäler auf. Dort genossen wir die herrlichen Ausichten und die Schönheit der Natur. Wenn wir genug gesehen und uns ausgeruht und erquickt hatten, ritten wir zurück in ein Thal, wo die Menschen noch nicht verdorben sind und sich freuen, Fremde, wenn auch nur für wenige Stunden, bei sich aufzunehmen.

Besonders interessant war ein Ausflug nach dem Salto, einem gewaltigen Wasserfall am Fuß der Cordilleren. Das Wasser stürzt hier aus beträchtlicher Höhe und in großen Mengen über Klippen und Felsen tief hinab in die Schlucht und bildet hier ein Wasser-Reservoir, dessen Wasser jetzt dem Mapacho zufließt. Wohl über eine Stunde sahen wir diesem großartigen Naturspiel zu, dann traten nach und nach aus dem dunklen Hintergrund die Denkmäler alter indischer Kultur hervor, Bauten, die nicht mehr für den Zweck Verwendung finden, für die sie ursprünglich bestimmt waren. Es sind die Canäle und Wasserleitungen, die lange vor Eroberung Südamerikas durch die Spanier von den Indiern angelegt und benutzt worden sind, um die tiefer liegenden Ländereien regelrecht zu bewässern und ausgiebig ausnutzen zu können, auch in der trockenen Jahreszeit. Nach diesen Anlagen zu urtheilen, muß die alte Bevölkerung eine Kultur besessen haben, die werth gewesen wäre, erhalten und nicht vernichtet zu werden, wie die Spanier es durch ihren Ausrottungskrieg gegen die Eingeborenen gethan haben.

Während der letzten Tage meines Aufenthalts in Santiago besuchte ich mehrfach noch die marguise Doña Mercedes Lorraine, deren Bekanntschaft ich bald nach meiner Ankunft in der Hauptstadt gemacht hatte. Im Hause dieser ehrwürdigen alten Dame verweilte ich gern und bin von den Familien-

mitgliedern und den Freunden des Hauses stets mit besonderer Freundlichkeit behandelt worden. Dort habe ich fleißig muscirt — gespielt und gesungen — und manch heitere Stunde dort zugebracht. Beim Abschied war die alte Dame ganz gerührt und wollte mich garnicht fortlassen. Alle Anwesenden wünschten mir und meiner Braut eine recht glückliche Zukunft.

An Deinem Geburtstag, den 20. August, verließ ich Santiago zum zweiten Mal und diesmal für gut und eilte zurück nach Valparaiso. Die letzten Wochen in Valparaiso haben große Ansprüche an mich gestellt, sie waren sehr mühsam und verantwortlich für mich; galt es doch das sehr umfangreiche Geschäft in möglichst kurzer Zeit abzuwickeln, um die Weiterreise antreten zu können. Das ist gelungen und das Ergebnis ist zu meiner vollen Zufriedenheit ausgefallen.

Noch muß ich berichten, daß wir den Geburtstag unseres allergnädigsten Königs und geliebten Landesherrn am 3. August in Frohsinn und mit den aufrichtigen Wünschen für Sein Wohlergehen an Bord des „Mentor“ festlich begangen haben.

Kurz nach Abgang meines Briefes vom 21. September traf die „Sesostris“ von London ein, die mir Deinen lieben Brief vom 7. März brachte. Wie gewaltig freute ich mich, einmal wieder Deine theuren Schriftzüge zu sehen, und wie dankbar war ich, so gute Nachrichten von Euch Allen zu erhalten.

Daß Du wieder so brav im letzten Concert mitgewirkt hast, hat mir Mutter geschrieben, und ich bin sehr stolz auf Dich. Mit dem Englischen wird es immer besser gehen, Du mußt den Muth nur nicht sinken lassen und hübsch dreist im Sprechen sein.

— — — — —
— — — — —
— — — — —
Leb wohl, mein Herz!

Dein

Willh.

Valparaiso, 25. September 1823.

Innigstgeliebte Adele!

Nur noch wenige Worte: Schon liegt der „Mentor“ segelfertig, und ist der schwere Anker bis auf den letzten Hüb gelichtet. Capitain Harmssen wartet nur noch meines Befehls, und in mir jubelt es auf, und froh und leicht ist mir zu Muthe. Wie soll ich Dir meine Freude beschreiben!

Ein frischer Wind, der die dunkelblauen Wellen der Südsee kräuselt, wird bald meinen „Mentor“ aus dem Gesichtskreis meiner Freunde bringen. Sie warten meiner nun, mir die letzte Ehre beim Abschied zu erweisen und mich an Bord zu bringen. Dankbar für alle mir erwiesenen Freundlichkeiten scheid ich von ihnen. Dankbar bin ich auch dafür, daß ebenso wie auf See die Mannschaft während ihres sechsmonatigen Aufenthalts im Hafen und an der Küste sich stets der besten Gesundheit erfreut hat.

Von Coquimbo schreibe ich noch einmal. Ich drücke Dich ans Herz und empfehle Dich dem Schutz des allmächtigen Vaters im Himmel. Grüße mir die Mutter, die Geschwister und alle Freunde daheim, auch die Alten in Berlin.

Dein

Willh.

Coquimbo, 17. October 1823.

Liebe theure Adele!

Du wirst Dich wundern, noch einen Brief von mir zu erhalten, datirt vom 17. October; aber der Mensch denkt, und Gott lenkt, und so ist es auch mir ergangen. Am 25. September schrieb ich Dir zuletzt aus Valparaiso. Es war derselbe Tag, an welchem ich segeln wollte, aber gerade als ich mit Allem fertig war, an Bord gegangen und die

Anker gelichtet werden sollten, wandte sich plötzlich der günstige Wind, und ich mußte fünf Tage warten, die mir wie Monate vorkamen, bis endlich am Mittwoch, dem 1. October, Nachmittags 6 Uhr, der Wind wieder umlief und mir gestattete, die Reise anzutreten. Sofort entwickelte sich ein reges Leben an Bord des „Mentor“. Hoch in den Masten und auf den Raaen hingen die munteren Matrosen, das Commando des Bootsmannes mit der Pfeiffe erwartend, um die Segel zu setzen, während ein anderer Theil der Mannschaft singend den schweren Anker aus dem Meeresgrunde aufwand und die noch wehende Flagge und der Signal-schuß den Abgang des Schiffes verkündete. Alle an Bord waren freudig gestimmt, froh, einmal wieder der Arbeit sich zuwenden zu können, die dem Beruf des Seemannes am meisten entspricht.

Am 3. October trafen wir in Coquimbo ein. Einige Reparaturen am Schiff und unerwartete Schwierigkeiten bei Abwicklung der Geschäfte hielten uns 14 Tage hier zurück.

Und Du willst wissen, was wir erlebt haben?

Die Stadt Coquimbo, auch la Serena, die See-Jungfrau, genannt, liegt etwa 3 leguas entfernt vom Ankerplatz des „Mentor“. Die Bay ist von Bergen eingeschlossen und noch schöner als die von Valparaiso. Als ich das Land betrat, wurde ich von Mr. Steward, von der Firma Edwards & Steward, der meine Geschäfte besorgt und mir von Waddington warm empfohlen war, empfangen. Die bereitstehenden Pferde brachten uns in einer Stunde an die andere Seite der Bay, und wir hielten vor dem Hause von Mr. Steward. Ich machte die Bekanntschaft von Madame Edwards, einer Chilena — Eingeborene von Chile von spanischer Abkunft — und wurde sehr freundlich aufgenommen. Auch hier bewährte sich wieder die Gastfreundschaft der Chilenen, und bald war ich mit allen Familienmitgliedern gut bekannt und habe manche angenehme Stunde in diesem Hause verlebt, zumal auch hier muscirt wurde.

Coquimbo ist eine freundliche, sehr regelmäßig gebaute Stadt von 5 bis 6000 Einwohnern. Die Bevölkerung macht einen guten Eindruck.

Der Kupferhandel, der in Folge der in der Umgegend liegenden unzähligen Kupferminen allmählich einen großen Umfang angenommen hat, hat die weitere Folge gehabt, daß der allgemeine Wohlstand sich sehr gehoben hat.

Für die Hüttenkunde habe ich mich schon früher interessiert, und es war daher mein dringender Wunsch, eine der hiesigen Minen zu besichtigen. Bereitwilligst wurde dieser Wunsch erfüllt und mir die beste Empfehlung mitgegeben. Unter Leitung von Dr. Hun und in Begleitung von Capitain Harmssen und Steuermann Wendt trat ich meinen Ausflug ins Gebirge an. Die Gegend, wo die Minen liegen, ist rauh und unfruchtbar, kahle Bergrücken und nackte Felsen starren einem entgegen. Dicker Nebel lag auf unserem Wege, und traurig war der Eindruck, den man gewann, als man erfuhr, daß alle Lebensbedürfnisse, selbst das Wasser, hinaufgebracht werden muß und daß die angestellten Bergleute Jahr ein, Jahr aus im Innern der Erde arbeiten, nur selten die Sonne zu sehen bekommen und daß es Minen giebt, die bis 1000 Fuß unter der Erdoberfläche liegen.

Ich stieg zuerst in eine Kupfermine und sah, wie die Bergleute mit Meißel und Hammer Erzblöcke von 25 Pfund Schwere aus den Gesteinen heraushauten und auf einen Haufen warfen. Ist das vereinbarte Quantum Erz gefördert, so ist das Tagewerk vollbracht und andere Bergleute tragen das Erz, in lederne Säcke gefüllt, zur Kupferschmelze. Dort wird es sortirt und ausgeschmolzen und das geschmolzene Kupfer in Barren von 8 bis 14 Arobas gegossen.

Nun ging es in die Silbermine, und zwar direct zur trapiche, zur Mühle, wo die Reinigung der Silbererze vorgenommen wird. Das Silbererz wird zwischen zwei Steinen fein gemahlen, ein Stein flach, der andere aufrecht stehend. Letzterer wird durch Wasserkraft in Betrieb gesetzt. Das

zermalmte Erz fließt, mit Wasser vermischt, in die trapiche, wo es in großen Kübeln aufgefangen wird. Nachdem die Masse mehrmals gewaschen und von Steinen gereinigt ist, wird sie getrocknet und mit Salz und Quecksilber vermischt und durchgearbeitet. Die so gewonnene Silbermasse wird abermals und so lange gewaschen, bis daß sie von Steintheilchen ganz befreit ist, und kommt dann in thönerne Gefäße, die die Form von Zuckerhüten haben.

In der trapiche befindet sich ein Ofen. In diesem wird das Quecksilber mittelst Hitze durch Verfliegen oder Aufhängen im Wasser vom Silber abgesondert, wobei 5 bis 8 % Quecksilber verloren gehen. Etwas Quecksilber bleibt immer noch im Silber, welches aber durch Ausglühen herausgetrieben werden kann.

Der Gewinn bei den Silberminen ist äußerst unsicher. Es sollen Fälle vorgekommen sein, wo sich Silbermengen im Werth von 10, 20 und 40,000 Dollar vorgefunden haben, aber solche Funde sind nur ganz vereinzelt, viel öfter soll es vorkommen, daß auf 100 Pfund Erz sich nur 1 Pfund Silber zeigt. Die Silberadern laufen sehr unregelmäßig in den Gebirgen. — Quecksilber ist genügend im Lande, die Minen werden aber nicht bearbeitet. Früher erlaubten es die Spanier nicht. Die Besitzer von Silberbergwerken sind meistens arm.

Vergangenen Sonntag gab ich ein großes Fest an Bord des „Mentor“ in Erwiderung auf die mir erwiesenen vielfachen Artigkeiten; auch Spanier kamen, die sich herrlich amüsirten. Von Coquimbo kamen viele Leute zum Besuch, ein Zeichen, daß wir gern gesehen sind.

Das Theater in Coquimbo ist nur schwach fundirt. Wer sitzen will, muß sich seinen Stuhl mitbringen.

Nachdem ich meine Geschäfte beendet und meine Gelder eingenommen hatte, überlieferte ich meine Briefe an Scholz und empfing meine Abfertigung.

Morgen früh mit Einsetzen der See-breeze, am 18. Oktober, dem Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, setzen wir unsere Reise nach China fort. Die Reise dahin ist, was Wind und Wetter betrifft, sehr angenehm und ohne alle Gefahr, wie denn auch der zweite Theil der Reise viel leichter zu ertragen ist als der erste, da er uns täglich einander näher bringt.

— — — — —
— — — — —
— — — — —

Auf Wiedersehen! Mit innigem Gruß.

Dein

Willh.



36 Stunden in den Händen eines privateers.

Am 21. October 1823, Mittags 11^{1/2} Uhr, auf unserer Reise von Coquimbo nach Canton erblickten wir am Horizont einen Segler, etwa 13 englische Seemeilen von uns entfernt, der anscheinend denselben Cours steuerte wie wir. Bei der großen Entfernung konnten wir — selbst mit Hülfe der Gläser — nicht erkennen, welche Art Schiff es war. Das Ungewöhnliche, ein Schiff auf dieser Länge und Breite einen ähnlichen Cours wie den unsrigen steuern zu sehen, der nur nach China gerichtet sein konnte, machte uns das Schiff vom ersten Augenblick, wo wir es sahen, verdächtig. Während meines sechsmonatlichen Aufenthalts in Valparaiso und Santiago hatte ich nichts von Piraten oder privateers gehört. In den letzten Tagen meines Aufenthalts an der Küste coursirte zwar das Gerücht, daß ein verdächtiges Schiff sich gezeigt haben sollte, aber Niemand konnte nähere Auskunft geben. Es war ein Gerücht, wie es schon manchmal lancirt worden ist, ohne Bestätigung zu finden. Ich legte der Sache keine Bedeutung bei. Jetzt aber, wo ich den Segler sah, muß ich offen bekennen, befiel mich eine gewisse Unruhe.

An Bord des „Mentor“ befand sich außer Kupfer und anderen Werthgegenständen ein Betrag von 150 000 Dollar in Baar, der zum Ankauf der chinesischen Waaren bestimmt war. Mir als supercargo des Schiffes waren diese Schätze anvertraut, und Capitain Harmssen, den ich um Rat befragte, empfahl, dem Schiff aus dem Wege zu gehen. Wir veränderten unseren Cours. Bald darauf bemerkten wir, daß der Segler das Gleiche that. Das erhöhte unseren Verdacht; indeß vertrauten wir der Segelkraft des „Mentor“,

der bei schwacher breeze immer noch sieben Knoten per Stunde lief. Wir beobachteten scharf vom mizzen und maintop aus den Gang des Seglers. Er hatte sich bis auf acht Seemeilen genähert, und wir erblickten auf seiner Royal Yard einen Mann als Wache aufgestellt, ein verdächtiges Zeichen. So vergingen mehrere Stunden, bald gewannen wir etwas in der Fahrt, bald der Andere — wir hielten uns ungefähr die Waage — wir hofften, daß der Wind zunehmen und uns bald aus dem Bereich des verdächtigen Schiffes bringen würde.

Gegen 3 Uhr Nachmittags veränderten wir abermals unseren Cours und beobachteten, daß auch diesmal das fremde Fahrzeug unseren Cours einschlug.

Nun unterlag es keinem Zweifel mehr, daß es Jagd auf uns machte und uns ernstlich bedrohte; wir wurden darin noch bestärkt durch zwei Signalschüsse aus anscheinend schweren Geschützen und durch das Hissen der Flagge.

Gegen 4 Uhr war uns der Segler auf sieben Meilen nahe gekommen und wir erkannten eine scharfgebaute Brigg, konnten aber nicht unterscheiden, was auf Deck vor sich ging. Wir hielten ebenfalls unsere colours — die Bremer Flagge — **und behielten unseren Cours bei.**

Alle möglichen Segel wurden gesetzt, ich zählte ihrer 30. So kam der Abend heran. Der Wind wurde schwächer, und wir hörten abermals zwei Kanonenschüsse.

Mit Schrecken sahen wir nun, daß die Brigg sich stark näherte, und wir vermutheten, was wir später bestätigt fanden, daß das Fahrzeug außer Segel auch die Ruderkraft zur Anwendung brachte.

Die Uhr zeigte 8^{1/2}, der Horizont war dick bewölkt. Der Mond, der um 9 Uhr aufging, war hinter Wolken versteckt. Wir sahen dies als ein günstiges Zeichen an, und unser Muth wurde noch gehoben, als bald darauf eine stärkere breeze einsetzte.

Um unseren Gegner irre zu führen, wurden alle unnöthigen Lichter ausgelöscht und der Cours mehrmals geändert. Es wurde Schiffsrath gehalten, und nach reiflicher Ueberlegung mit Capitain Harmssen und seinen Officieren kamen wir überein, daß, wenn die Armirung beider Schiffe ungefähr die gleiche sei und das fremde Schiff uns angriffe, wir uns auf das Hartnäckigste vertheidigen wollten, daß, wenn aber der Feind in seiner Bemannung und Ausrüstung uns wesentlich überlegen sei — und vor Allem eine größere Zahl schwerer Geschütze führe — daß wir dann ohne Versuch der Gegenwehr uns ergeben wollten.

Wir vertrauten Gott und der gerechten Sache und warteten ruhig ab, was uns die nächsten Stunden bringen würden. Daß mir das Warten nicht leicht wurde, wirst Du begreifen. Wo sollte Hülfe herkommen mitten auf dem Stillen Ocean?

Unsere Kanonen und Gewehre wurden scharf geladen und die Schießcharten geöffnet, die Pistolen cutlasses und die Munition unter die Mannschaft vertheilt und Alles kampfbereit gemacht.

Die Nacht verhinderte uns, den Cours der Brigg zu verfolgen. Die breeze brachte uns schnell vorwärts. Wir wandten jede Maßregel an, die uns nützlich sein konnte, und wir hatten alle Ursache, uns der Hoffnung hinzugeben, dem verdächtigen Schiff zu entrinne. Da schwand auch unsere letzte Hoffnung. Es war 11^{1/2} Uhr Nachts, die breeze hatte wieder nachgelassen, und der Mond trat durch das Gewölk. Gleich darauf sahen wir auch die Brigg astern in einer Entfernung von nur vier Seemeilen. Wir konnten deutlich unterscheiden, wie sie beidrehte und mit schweren Geschützen auf starboard side auf uns feuerte. Die Kugeln flogen über die Masten und dicht beim Schiff vorbei. Wir erkannten die Gefahr, in der wir uns befanden, **trozdem hielten wir unseren Cours** und es gelang noch einmal, dem Feinde zu entrinne. Dies gab uns neuen Muth, aber zugleich überzeugten wir uns, daß bei einem ernstlichen An-

griff des Piraten der „Mentor“ sich nicht würde mit Erfolg vertheidigen und halten können und daß wir uns auf Gnade und Ungnade würden ergeben müssen. Was ich in diesem Augenblick gelitten, wo Alles auf dem Spiele stand, nicht allein die großen Werthe, sondern auch unser Leben, vermag ich nicht zu sagen.

Um 1 Uhr Nachts wurde die breeze so schwach, daß unser Schiff nur noch zwei bis zweieinhalb Knoten durchs Wasser ging. **Und immer näher kam die Brigg. Noch hielten wir unsern Cours.** Die Brigg war nur noch eine halbe Seemeile entfernt. Dann gab sie uns eine neue Lage. Die Kugeln sausten über unsere Köpfe hinweg durch Segel und Tauwerk hindurch, verwundeten aber Niemanden. **An Entkommen war nun nicht mehr zu denken,** die Brigg war nur noch in Flintenschußweite entfernt, **und Capitain Harmssen gab den Befehl, beizudrehen.** Wir waren alle sehr niedergeschlagen. Nach Verlauf von zehn Minuten war die Brigg alongside auf 30 Yards Distanz an unserer larboardside, und wir sahen an Bord viel Volks, dessen Zahl wir auf über 100 Mann schätzten, auch viele Kanonen. Das Kommando an Bord wurde in englischer Sprache geführt. Man fragte uns nach dem Namen des Schiffes und woher wir kämen und wohin wir gingen, und der Capitain der Brigg befahl, die Schiffspapiere an Bord zu senden. Unser Heckboot wurde niedergelassen und der Erste Steueremann Namens Eggers mit vier Mann mit den Papieren an Bord geschickt.

Es verging eine halbe Stunde. Ich benutzte die Zeit, nochmals mit Capitain Harmssen und seinen Officieren Rücksprache über alles Wichtige zu nehmen, namentlich was wir zu thun und wie wir uns zu benehmen hätten, und wir gaben uns die Hand darauf, Alles zu thun, um das uns anvertraute Gut zu retten und Ehrenmänner zu bleiben. Capitain Harmssen, seine Officiere und die gesamte Mannschaft haben Wort gehalten, und Niemand hat sich durch

den Glanz des Geldes, das reichlich angeboten wurde, blenden lassen, um wissentlich falsche Aussagen abzugeben, sondern Alle sind treu geblieben den Versprechungen, die sie mir und Capitain Harnissen gegeben hatten.

Nach Verlauf einer halben Stunde sahen wir ein großes Boot von Bord der Brigg abgehen, das unsrige aber nicht zurückkehren. Das Boot war mit 25 Mann bemannt, die, als sie an Bord des „Mentor“ kamen, die Auslieferung der Waffen verlangten, was auch ohne Widerrede geschah.

Die Besatzung der Brigg sah nichts weniger als vertrauens-erweckend aus.

Der Capitain der Brigg, der mitgekommen war, verlangte eine Unterredung; wir führten ihn in die Kajüte, und dort erklärte er uns, daß er kein Pirat sei und wir um unser Leben nicht besorgt zu sein brauchten, daß er aber spanischer privateer sei unter spanischen colours und daß er aus den ihm an Bord gesandten Schiffspapieren ersehen habe, daß wir von patriotischen Häfen kämen, Patrioten-Eigenthum und Passagiere an Bord hätten und ohne Erlaubnis der spanischen Cortes Handel mit einer spanischen Colonie getrieben hätten. Er, der Commandant der Brigg, werde uns nach der Insel Chiloe bringen, und dort würde das Schiff, die Ladung und die an Bord befindlichen Contanten für gute Preise erklärt werden.

Daß es im Wesentlichen auf unser Geld abgesehen war, war leicht zu durchschauen. Ich stellte mich dem Capitain als supercargo des Schiffes vor und eingedenk, weder Furcht noch Unruhe zu zeigen, erklärte ich ihm mit Festigkeit, daß das Schiff ein deutsches sei, daß Schiff und Ladung deutsches Eigenthum sei und Angehörige einer fremden Nation nicht hieran bethelligt wären, daß wir keine patriotischen Passagiere an Bord hätten, daß wir auf einer trading voyage begriffen wären und daß ich gegen alle eigenmächtige Beschlagnahme oder gar Wegnahme des mir anvertrauten Gutes feierlichst protestire; daß, wenn die Brigg kein Pirat

sei und berechtigt sei, die spanische Flagge zu führen, daß wir dann fest darauf rechneten, daß man uns unsern Weg ruhig werde ziehen lassen. Sollte man trotz dieser Erklärung zu Gewaltmaßregeln schreiten, so müßte ich mir das für den Augenblick gefallen lassen, ich würde aber nach meiner Rückkehr in Europa über das unverantwortliche Verfahren einer spanischen Brigg, von der hier Niemand etwas wisse, Beschwerde bei der Regierung einlegen und jeden Real, den man mir hier nehme, durch den preußischen Staat von der Cortes von Spanien requiriren lassen.

Diese feste Erklärung, wobei Capitain Harmssen mich bestens unterstützte, schien den Capitain der Brigg zu verwundern, aber er blieb bei seiner Ansicht, daß aus den ihm zugesandten Papieren klar hervorgehe, daß wir gute Preise seien. Mir wurde der Befehl ertheilt, an Bord der Brigg zu gehen. Ich nahm meine sämtlichen Papiere mit, um sie eventuell vorlegen zu können, und hielt nur die preußischen Pässe zurück. Capitain Harmssen wurde ebenfalls befohlen, sich nach der Brigg zu begeben, und unter strenger Bewachung wurden wir überführt. Mit schmerzlicher Empfindung nahm ich Abschied vom „Mentor“, den ich nie wieder zu sehen glaubte. An Bord der Brigg angelangt, fanden wir bestätigt, was wir vermuthet hatten, das Schiff stark bemannt und mit 16 achtzehnpfündigen Kanonen ausgerüstet.

Bei unserm Anblick frohlockte die Mannschaft, es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß viel Contanten an Bord seien und das Schiff für gute Preise erklärt sei. Steuermann Eggers und die vier Matrosen fand ich unter strenger Bewachung. Die Brigg sah übrigens nicht wie ein man of war aus, sondern wie ein wirkliches Piratenschiff mit Gesindel aus aller Herren Länder besetzt. Als wir in die Cabine geführt waren, erklärte uns der Capitain, welcher sich Mitchell nannte, daß wir uns an Bord des spanischen privateers »El general Valdez« befänden und stellte uns einen Spanier vor, den er Flaggencapitain nannte und dessen

Name, wie ich nachher erfuhr, Don Tomas de la Riena war. Hier fanden wir unsere Schiffspapiere, durch einander geworfen, auf dem Tisch liegen. Nachdem wir uns gesetzt hatten, wurden mir meine Papiere abgefordert. Ich legte sie dem Flaggencapitain vor, darunter die Connossemente und Facturen, woraus hervorging, daß Alles deutsches Eigenthum war, daß ich eine Ladung herausgebracht und daß die jetzt an Bord befindlichen Waaren und Contanten, die proceeds der ausgehenden Ladung wären, daß ich meine Geschäfte mit englischen und deutschen Häusern gemacht und daß ich weder mit Spaniern noch mit Patrioten irgend eine Gemeinschaft in politischen Angelegenheiten gehabt hätte und nur kaufmännischen Geschäften nachgegangen sei.

Meine Papiere wurden alle für gefälscht erklärt und mir zu verstehen gegeben, daß sie von ihnen keine Notiz nähmen, daß die Policen der in Valparaiso und Coquimbo durch die aduana an Bord genommenen Contanten von Patrioten gezeichnet und Patrioteneigenthum seien und das Schiff gute Priße sei. Der Capitain und einzelne Officiere waren stark angetrunken. Ich stritt mich heftig mit den Leuten herum und erklärte nochmals, indem ich den Preußischen Paß ohne die spanische legalizacion hervorzog, daß ich im Namen des Königs von Preußen, dessen supercargo ich laut Paß sei, gegen jede Gewaltthat und gegen jede Beschädigung seines Eigenthums feierlichst protestire und daß, wenn sie uns ein Haar krümmten, wir früher oder später Entschädigung vom spanischen Hof fordern und erlangen würden. Ferner theilte ich ihnen mit, daß wir der Vorsicht halber Flaschen mit Nachrichten, gut verschlossen, über Bord geworfen hätten und man dadurch erfahren werde, was uns begegnet ist. Den Paß mit dem spanischen Vista hielt ich noch zurück.

Nachdem alle ersinnlichen Beschuldigungen gegen mich vorgebracht und alle Documente für gefälschte erklärt waren, wurden wir bis auf weiteres entlassen. Capitain Harmssen

wurde mit starker Bewachung an Bord des „Mentor“ zurück gebracht, ich aber wurde an Bord der Brigg in Haft behalten. Meine Lage war nicht die angenehmste. Von den privateers, die nach Beute dursteten, konnte ich nichts gutes erwarten. Meine Fassung und mein Muth verließen mich aber nicht. Bald darauf, 5 Uhr Morgens, wurde auch der zweite Steuermann Wendt, der dritte Steuermann, der Steward unseres Schiffes und ein Theil der Mannschaft an Bord der Brigg in Untersuchungshaft gebracht, ein für mich trauriger Anblick. Nachdem wir die ganze Nacht auf Deck durchwacht, ohne auch nur das Geringste an Essen und Trinken erhalten zu haben, wurde ich abermals zum Verhör vorgeladen. Ein Theil der privateer Officiere begab sich an Bord des „Mentor“ um beim Durchsuchen des Schiffes und beim Verhör der Mannschaft zugegen zu sein. Alle Anordnungen, die getroffen und die Art, wie sie zur Durchführung kamen, ließen nicht erkennen, daß man es mit einem man of war zu thun habe. Wir wurden wie Spitzbuben und Betrüger behandelt. Anfangs war man noch ziemlich rücksichtsvoll gegen mich, als ich aber meine Aussagen nicht ändern wollte, weil die verlangten Aenderungen der Wahrheit widersprachen, da wurde man brutal. Der zweite Lieutenant, Mr. Reer, setzte mir eine scharf geladene Pistole, mit gespanntem Hahn, auf die Brust und drohte mich zu erschießen, wenn ich nicht bekennen wollte, daß wir Patrioten-Eigenthum geladen hätten. Ich antwortete ihm kalt, daß ich als Preuße keine Furcht kenne und daß ich der Wahrheit gemäß nur wiederholen könne, daß alle an Bord befindlichen Güter und Contanten rein deutsches Eigenthum seien. Nachdem mir dann noch unzählige Kreuz- und Querfragen vorgelegt waren, wobei man mich viel Tausendmal verfluchte und versicherte, daß ich dennoch hängen sollte, warf der Officier seine Pistole auf den Tisch und entließ mich.

Nun kamen die andern, die Steuerleute, der Steward und die Matrosen an die Reihe, mit denen nicht glimpf-

licher verfahren wurde. Als auch diese nicht bekennen wollten, was man verlangte und auch sie mit geladenen Pistolen, den Hahn gespannt, vor die Brust gestoßen und ihnen gedroht wurde, sie zu erschießen, wurde der Befehl ertheilt, den dritten Steuermann, Courir, der beschuldigt war, sich bei einer Meuterei an Bord der Brigg betheilig zu haben und den Steward, der Geld in den Ballast vergraben haben sollte, zu erhängen. Demnach wurden, in meiner Gegenwart, Steuermann Courir und der Steward unter die main Yard geschleppt, die Kanonen zum Signal geladen, den beiden der Strick um den Hals gelegt und beordert, sie hoch zu ziehen. Mir erstarrte das Blut in den Adern. Ich konnte nichts thun, als laut auf Deck zu erklären, daß ich, so Gott mir das Leben erhalte, bei meiner Rückkehr nach Europa, die Bestrafung solcher Schändlichkeiten auf das Energischste nachsuchen werde. Man gab mir zu verstehen, daß ich einem ähnlichen Schicksahl nicht entgehen sollte.

Während dieses Auftrittes kam eines der Privateerboote von Bord des „Mentor“ zurück und nachdem man sich etwas in die Ohren geraunt, wurde die Execution des Erhängens der beiden Seeleute aufgehoben.

Es befanden sich an Bord der Brigg ca. 20 Passagiere, die Mitleid mit uns und unserer Lage hatten und denen wir es vielleicht zu danken haben, daß diese Greuelthaten nicht zur Ausführung kamen. Wie diese Passagiere an Bord gekommen, haben wir nicht erfahren, es schienen theils Altspanier zu sein, zum Theil aber auch Männer von der Küste.

Während dieses an Bord der Brigg vorfiel, fand an Bord des „Mentor“, an den sich der Flaggencapitain und der Capitain der Brigg befanden, eine ähnliche Untersuchung statt, nur daß die Leute des „Mentor“ rücksichtsvoller behandelt wurden. Das hatte man möglicher Weise dem Flaggencapitain zu danken, der höflicher auftrat, als die andern.

Das Schiff wurde in all seinen Theilen durchsucht und durchwühlt und alle Geldkisten nachgesehen und mit meinen Angaben, die ich an Bord der Brigg gemacht hatte, verglichen und richtig befunden. Da man mir auf diese Weise nichts anhaben konnte, versuchte man durch Bestechung etwas zu erreichen und die Mannschaft zu veranlassen, falsche Aussagen zu machen; aber umsonst. Nichts vermochte die Leute zu bewegen, von der Wahrheit abzugehen.

Inzwischen wurden die Vernehmungen an Bord der Brigg fortgesetzt und da alle bisher angewandten Mittel an der Treue und Standhaftigkeit der Mannschaft und der Officiere scheiterten, wurde noch ein Mittel zur Anwendung gebracht, das, nach Ansicht der privateers, sicheren Erfolg versprach. Der „Mentor“ wurde für gute Preise erklärt, da ich keinen passport der Cortes besäße, um Handel nach den spanischen Colonien zu betreiben; dieser sei aber erforderlich nach dem Gesetz. Ich ließ meine Feinde ruhig aussprechen, ließ sie recht oft bestätigen, daß, wenn ich einen passport gehabt, man mich nicht aufgebracht hätte. Jetzt aber müsse man das Schiff nach Chiloe bringen, um dort condemnirt zu werden. Nun schien mir der Augenblick gekommen zu sein, zu erklären, daß ich auch diesen Fall vorgesehen hätte. Ich zog meinen passport mit der legalizacion der spanischen Gesandtschaft in Berlin hervor und überreichte ihn dem Capitain mit einer Gleichgültigkeit, die ich mir nie zugetraut hatte und mit dem Bemerkten, daß dies das fehlende Document sei.

Ich forderte nun meine sofortige Freilassung, da auch der letzte Einwand gehoben sei. Ich erklärte, daß der Unterzeichner des Documents, der Gesandte sei, der am Berliner Hofe von der Cortes ernannt und vom König bestätigt sei und der Vollmacht und das Recht besitze, Erlaubniß zur Betreibung des Handels nach Spanisch-Südamerica zu ertheilen.

In wie weit die Beglaubigung einer Unterschrift, so weitgehende Befugnisse enthält, wie ich ihr beigemessen habe,

mag dahingestellt bleiben, jedenfalls hat sie die erhoffte Wirkung gehabt. Der Flaggencapitain nahm das Document an sich und ich mußte abermals zurücktreten. Die Verhandlung dauerte lange und als ich dann endlich zurückkehrte, erhielt ich den Bescheid, das Verfahren gegen den „Mentor“ sei eingestellt und ich könnte meine Reise fortsetzen.

Der Aerger und die Wuth der privateers hatte keine Grenzen, als sie dies erfuhren. Ich hatte dann noch einige Eide zu leisten über Aussagen, die man mir über Truppen sendungen der Patrioten erpreßt hatte. Capitain Harmssen, seine Officiere und die Mannschaft hatten die gleichen Eide abzugeben und ich wurde von allen Anschuldigungen frei gesprochen.

Die noch an Bord des „Mentor“ befindlichen privateers wurden nach der Brigg zurückgebracht und ich erhielt meine Papiere und mein Boot zurück und fuhr mit meinen Leuten nach dem „Mentor“. Außerst erschöpft und ausgehungert trafen wir dort ein und setzten unverzüglich unsere Reise nach China fort.

Nachdem die große Erregung sich gelegt hatte, traten die Eindrücke der nichtswürdigen Behandlung, die wir erlitten hatten, immer mehr zurück und wir konnten uns der Freude hingeben, den Händen dieser ruchlosen Bande glücklich entrückt zu sein.

Auf welchem niedrigen Standpunkt des Verkehrslebens die Leute standen, zeigte sich am deutlichsten, als sie den „Mentor“ verließen; sie beraubten nicht nur das Schiffsinventar, sondern erbrachen Kisten und Schränke der Officiere und der Mannschaft und nahmen mit, was ihnen in die Hände fiel.

Dankbar bin ich, daß das mir anvertraute Gut unverletzt geblieben ist. Einen besonderen Dank aber schulde ich den Männern, die bei dem Kampf mit den privateers mir so treu und so muthig beigestanden haben. Ohne sie hätte ich nicht erreicht, was wir schließlich erkämpft haben. Mein

Dank gilt Capitain Harmssen, den Officieren und der gesammten Mannschaft des „Mentor“.

Nachdem wir 36 Stunden in der Gewalt dieser Unmenschen gewesen, genossen wir die Freiheit, die uns wieder gegeben war.

Die Brigg segelte in Richtung Nordost.

Wohin wissen wir nicht. Das aber wissen wir, daß wir gnädig davon gekommen sind und Gott zu danken haben für die wunderbare Errettung aus schwerer Noth.



Ankunft in Honolulu und Allerlei über die Sandwich-Inseln und deren Bewohner.

Am 10. November 1823 passirten wir zum zweiten Mal die Linie auf 118° westlicher Länge und hatten wieder heftige Gewitter und Hitze auszustehen.

12. November. Unsere Reise geht rasch und glücklich von Statten. In 14 Tagen hoffen wir die Sandwich-Inseln zu erreichen. Du bleibst mein steter Gedanke. Ich weiß, mit welchem Interesse Du meine Reise verfolgst und auch meinen Bericht 36 Stunden in den Händen eines privateers lesen wirst.

26. November, Nachmittags 2 Uhr, erblickten wir Land. Es waren die Sandwich-Inseln; wir gebrauchten aber noch 24 Stunden, um die Rhede von Uahu zu erreichen. Dort gingen wir am 28. November, Morgens 9 Uhr, zu Anker. In Uahu blieben wir bis zum 3. December.

Kaum hatten wir Anker geworfen, so kamen auch schon mehrere Canoes mit Wilden auf uns zugefahren, alle nackt bis auf ein Schürzlein, das Leib und Lenden bedeckte.

Wir blickten nach dem eine halbe englische Meile entfernt liegenden Hauptort Honolulu, dessen Häuser unter Cocospalmen halb versteckt liegen, und weideten uns an dem Anblick der üppigen Natur, der Form der Berge und der Thäler und der Fruchtbarkeit des Bodens. Die Wilden brachten allerlei Kleinigkeiten, die sie selbst gefertigt hatten, zum Umtausch gegen europäische Waaren oder gegen Geld. Ich fuhr mit einem unserer Böte an Land, um mich nach frischem Proviant umzusehen.

Im Hafen lagen annähernd 20 Schiffe, meistens Amerikaner. Ich machte die Bekanntschaft des amerikanischen Consuls und Agenten Mr. Jones, der mich sehr freundlich

aufnahm und von dem ich erfuhr, daß der König der Sandwich-Inseln, der auf Uahu residirt, am Tage vorher mit einem Waler nach England abgereist sei, um Schutz und Verstärkung seiner Macht von daher zu holen, da einige von seinen Chiefs sich gegen ihn aufgelehnt hatten. Von anderer Seite wurde mir mitgetheilt, daß die Furcht vor einer Invasion Rußlands die Ursache sei. Für die Zeit seiner Abwesenheit hatte der König seinen jungen Sohn zum Regenten eingesetzt und ihn unter die Leitung seines Verwandten Sahamaru gestellt. Mit Mr. Jones ging ich zu Sahamaru, um ihm meine Aufwartung zu machen. Er wohnt im Fort, das mit 45 Kanonen armirt ist und die Bucht beherrscht. Vom Dach des Forts weht die Flagge der Sandwich-Inseln. Ich fand Sahamaru in europäischer Tracht, in einem Lehnstuhl sitzend. Ich setzte mich ihm gegenüber und theilte ihm den Zweck meines Kommens — Provisionen einzunehmen — mit. Er spricht zwar ein wenig Englisch, jedoch wurde die Unterhaltung durch einen Dolmetscher geführt. Er war von den Hauptchiefs umgeben, von denen einige bekleidet, die meisten aber nackt dasaßen, und nur das Lendentuch trugen.

Durch den Tod eines Chiefs, der am Morgen begraben war, waren alle Anwesenden in tiefe Trauer versetzt. Als Zeichen der Trauer war eine gelbe Flagge aufgezogen, und wir fanden im Hofe eine Menge Weiber und Kinder auf der Erde liegen und Klage töne ausstoßen. Vor der Thür des Palastes saßen viele Frauen der vornehmen Chiefs und auch zwei Königinnen. Eine derselben war die Wittwe des am 9. Mai 1819 — 56 Jahre alt — verstorbenen Königs Tammahamah, die andere die Gemahlin seines Sohnes, des regierenden Königs Moroha, der jetzt seine Reise nach England angetreten hatte.

Nachdem wir das Fort verlassen hatten, machte ich noch Besuche bei verschiedenen Chiefs und einflußreichen Persönlichkeiten, darunter Capitain Bribble von der „Champion“.

Sonntag besuchte ich mit Capitain Harmssen den Gottesdienst, der von den Missionaren in einem eigens dazu eingerichteten Hause abgehalten wird. Ich machte die Bekanntschaft des Missionars Ellis, der vor zwölf Monaten von den Gesellschaftsinseln hier angekommen war. Er schenkte mir Schriften und Bücher in der Tahiti- und Sandwich-Inselnsprache und machte mir sehr interessante Mittheilungen über das religiöse Leben auf den Inseln.

Montag machten wir sehr schöne Ausflüge zu Wasser und zu Lande in das Innere der Inseln. Am Dienstag waren wir zu einem Diner an Bord der „Champion“ eingeladen. Am Mittwoch, dem 3. December, setzten wir unsere Reise fort.

Allerlei über die Inseln und deren Bewohner.

Uahu ist eine von den Sandwich-Inseln, welche zwischen $22^{\circ} 12'$ und $18^{\circ} 54'$ nördlicher Breite und $154^{\circ} 54'$ und $160^{\circ} 21'$ westlicher Länge von Greenwich im nördlichen Pacific-Ocean liegen; sie wurden im Jahre 1778 von Cook entdeckt, der ein Jahr später, am 14. Februar 1779, auf seiner zweiten Fahrt nach den Inseln von den Eingeborenen ermordet wurde. Fast sämtliche Inseln haben gute Rheden. Besonders günstig gelegen ist die Rhede von Uahu mit ihrer großen Bucht, an deren Ufer die Hauptstadt der Sandwich-Inseln, Honolulu, liegt. Links begrenzt von barbaro Point, rechts von dem diamond Hill. Die Bucht ist acht bis zehn englische Meilen breit. Ziemlich in der Mitte liegt Honolulu. Die Rhede ist gegen die hier herrschenden Nordost-Winde gänzlich geschützt, und Schiffe liegen hier ganz sicher. Im Januar herrscht vielfach Windstille, aber auch starker westlicher Wind. Dann ist es auf der Außenrhede nicht mehr sicher, weil nicht weit vom Ankerplatz, wo eine Wassertiefe von 14 bis 20 Faden vorhanden ist, nach dem Lande zu ein Korallenriff sich erstreckt, das eine starke Brandung verursacht und von Südost sich gegen das Land hinzieht. Da der Grund felsig ist (auch der Ankerplatz),

so liegt man hier nicht vor Anker, sondern vor der Kette, und kann das Schiff in Folge dessen bei eintretenden stärkeren Westwinden leicht ins Treiben kommen und in die Brandung gerathen. Deshalb suchen alle Schiffe, die hier längeren Aufenthalt nehmen, den Innenhafen auf. Zu diesem führt ein Canal. Hat man den Innenhafen erreicht, so liegt man vollkommen sicher. Die Schiffe liegen dicht am Lande in vier bis fünf Faden Wassertiefe. Seit einigen Jahren sind hier Hafengelder eingeführt, Dollar 80 für Schiffe, welche dicht am Lande liegen, und Dollar 60 für Schiffe, welche weiter entfernt liegen. Dieser Hafen wird gern von Walfischfängern besucht, die hier, nachdem sie aus dem nördlichen Pacific-Ocean nach dem südlichen gehen, repariren und frischen Proviant einnehmen. Früher waren Lebensmittel hier billig zu beschaffen, seitdem der Verkehr mit Europäern und Amerikanern so stark zugenommen hat, ist Alles theurer geworden.

Honolulu ist ziemlich regelmäßig angelegt. Die Hütten sind aus Lehm erbaut und mit den hier im Lande angefertigten Matten (moenna) ausgekleidet. Honolulu ist der Hauptplatz für den beträchtlichen Handel nach Amerika und China. Der Hauptartikel ist das Sandelholz, welches in großen Mengen auf den Sandwich-Inseln vorhanden ist und von den Amerikanern gegen Manufacturen und anderen Artikeln eingetauscht und zu einem großen Theil nach China verladen wird. Der Handel war früher sehr lucrativ, soll es jetzt aber weniger sein, da die Eingeborenen nach und nach aufgeklärt werden und die Preise für Sandelholz erhöhen. Auf Uahu wird das Sandelholz schon knapp, dagegen ist der Bestand auf den andern Inseln noch groß. Der Verkehr zwischen den Inseln wird mit kleinen Fahrzeugen und Briggs betrieben, welche die Amerikaner den Eingeborenen bauen und verkaufen. Ich sah eine Brigg, welche bis auf den Capitain ausschließlich mit Wilden bemannt war.

Die Sandwich-Inseln sind vulcanischen Ursprungs und werden durch starke Korallenriffe gegen das Andrängen des

Meeres geschützt. Auf Owghhu befindet sich ein fortwährend Feuer speiender Berg, der einen sehr großen Krater von mehr als vier englischen Meilen in Umfang hat. Man sieht tief unten die brennende Lava, aus welcher sich, wie kleine Inseln, eine Menge kleiner Krater erheben. Ein furchtbar schöner Anblick. Die Inseln Owghhu, Mahu und Mowu gewähren mit ihren hohen Bergen von See aus einen prächtigen Anblick und besitzen viel schöne Wasserfälle.

Der Boden ist durchwegs fruchtbar und liefert, mit wenig menschlicher Hülfe, Alles, was an Erzeugnissen wichtig ist, wie Bananen, Melonen, Mais, Sweet potatoas, Zuckerrohr und Baumwolle; Alles gedeiht vortreflich. Bei verbesserter Kultur können die Inseln, die unter einem der günstigsten Himmelsstrichen liegen, dem Continent von Südamerica von großer Bedeutung werden. Die Ricinuspflanze ist vorhanden und wird daraus das bekannte Ricinus- oder Castor-Oel gewonnen.

Eine Hauptnahrung der Eingeborenen ist die Wurzel der Tarro, eine Wasserpflanze, circa zehn Zoll lang und drei bis vier Zoll im Durchmesser, schwarze Haut, welche den Bewohnern den gleichen Nutzen schafft, wie der Brodbaum den südwestlich gelegenen Inselbewohnern der Gesellschaftsinseln. Diese Wasserpflanze ist sehr mehltreich und nahrhaft, aus ihr verfertigen die Insulaner eine Speise, Poe genannt. Die Wurzel wird während $1\frac{1}{2}$ Stunden gekocht und dann mit Steinen zu einem Brei gerieben. Man findet überall im Lande Teiche, in welchen diese Pflanze gezogen wird. Der Geschmack ist säuerlich. Die Wurzel in Scheiben geschnitten und geröstet, schmeckt vortreflich. An Ochsen und Pferden ist Mangel. Auf Owghhu sind wilde Ochsen vorhanden, sie sind aber nicht verwendbar zum Tragen von Lasten und deshalb müssen die Eingeborenen Alles selbst auf den Schultern tragen, was in den gebirgigen Theilen des Landes sehr beschwerlich ist. Von Hölzern giebt es, außer Sandelholz, sehr schöne Arten, aber wenig Bauholz.

Nach einem Bericht des Missionars Ellis soll die Zahl

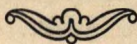
der Einwohner auf allen Inseln zusammen 250,000 nicht übersteigen; ihr Character ist gutmüthig und die Gastfreundschaft ist groß, dabei sind sie kriegerisch veranlagt und üben sich gern in den Gebrauch der Waffen, die ihnen von den Fremden zugebracht sind. Seitdem Amerikaner und Europäer in so großer Zahl in's Land gekommen sind, ist auch manches Laster eingeführt worden, wie namentlich der Genuß von Branntwein, aber man kann immer noch sagen, die Insulaner sind ein sehr gesunder Menschenschlag. Die Farbe der Eingeborenen ist kupferbraun, sie gehen fast Alle nackend und sind mit dem Lendentuch bekleidet. Die Häuptlinge tragen europäische Kleidung. Die jungen Leute sind im Schwimmen und Tauchen sehr gewandt, ihre Sprache ist mit derjenigen der Eingeborenen der Gesellschafts- und der Marquesas-Inseln nahe verwandt. Fast jedes Wort endet mit einem Vocal, die Sprache klingt daher ungemein weich.

Die jüngere Generation liebt den Tanz und führte öffentliche Tänze auf, wobei das Volk in einem Halbkreis auf den Boden kauert und mit einer Trommel und einer Art von Blasinstrument den Tanz begleitet. Meistens tanzt nur ein Paar zur Zeit. Die jungen Leute machen viele Gesten und singen auch Lieder dabei, welche auf kriegerische Thaten oder Liebesgeschichten Bezug nehmen.

Religion. Vor Ankunft der Missionare 1815, huldigten die Eingeborenen dem Götzendienste. Sie verehrten ein höchstes Wesen in verschiedener Form und Gestalt. Sonne und Mond waren ihnen heilig. Ihre Priester hatten viel Gewalt und waren heilig, besonders der Oberpriester, dem sich Niemand an heiliger Stätte nähern durfte. Seitdem die Missionare hier sind, verbreitet sich die christliche Religion in erfreulicher Weise. In Honolulu ist eine Capelle, wo Sonntags zwei Mal in der Landessprache gepredigt wird. Nach Aussage der Missionare sind die Leute willig das Christenthum anzunehmen, aber das Fleisch ist schwach und sie verfallen immer wieder in ihre alten Fehler. Dagegen sind sie fleißig

im Erlernen von Schreiben und Lesen und auch im Rechnen. In Uahu sind schon mehrere Hundert, namentlich Chiefs, die gut lesen und schreiben können; es giebt Chiefs auf den verschiedenen Inseln, die auch Englisch sprechen und als Missionare auftreten und das Christenthum verkünden. Auf den Sandwich-Inseln amtiren über 20 englische Missionare, sie sollen großen Einfluß auf die Regierung ausüben und das Volk gegen das Treiben der amerikanischen Kaufleute in Schutz nehmen. Zur Zeit bestand eine große Spannung zwischen den Kaufleuten und den Missionaren, ich war jedoch zu kurze Zeit in Honolulu, um mir ein eigenes Urtheil bilden zu können.

Regierungsform ist monarchisch und die Regierung erblich. Alles, was der König anordnet und befiehlt, muß ausgeführt werden. Dies wird Tabu, heilig, genannt. Alles was von ihm mit dem Tabu belegt wird, ist unantastbar und heilig. So konnten Ausländer, die den Tabu erhielten, sicher auf allen Inseln, in jedem Ort sein. Dieser Tabu ist aber jetzt aufgehoben und seit dem Tode des alten Königs Tāhūhamat, 1819, dem sein Sohn Moroa folgte, hat sich vieles verändert. Man will die europäische Gesetzgebung einführen und die Missionare geben wohl dazu die Anregung. Seit Moroa's Abreise nach England sind viele angesehenere Chiefs von allen Inseln hier versammelt und berathen über wichtige Angelegenheiten. Während meiner Anwesenheit wurden für alle Inseln neue Gouverneure ernannt und man wollte zur Verbesserung der Staatswirthschaft schreiten. Das Volk ist leibeigen und werden Kanaka benannt. Diese sind unter größeren und kleineren Chiefs vertheilt und ganz abhängig von ihnen, werden aber gut behandelt. Die Chiefs stehen unter dem König und der königlichen Familie. Die Chiefs haben größere und geringere Macht, sie nehmen Theil an der Regierung oder auch nicht und unterscheiden sich nach Headchiefs, Chiefs und Kanakas.



Weiterreise nach China und Aufenthalt in Macao, Whampoa und Canton.

Am 3. December 1823 gingen wir von Uahu unter Segel. Segelten in Gesellschaft des ebenfalls nach Canton bestimmten Schiffes „General Hamilton“, Capitain Pearce. Abgesehen von einigen Gewittern, blieb das Wetter schön. Am 14. December aßen wir an Bord der „Hamilton“. Am 15. December stürmte es stark, viel Squals, hoher See-gang, das Schiff arbeitete schwer. Abends mäßigten sich Wind und See. Schöner Mondschein. Erinnernten uns, daß wir vor einem Jahr an diesem Tage von Wremen aus in See gingen. Sprachten viel von unsern Lieben daheim und hofften auf baldiges frohes Wiedersehen.

In der Zeit vom 16. bis 21. December hatten wir gutes, beständiges Wetter, Abends schönen Sternenhimmel. Am 22. Nachmittags verbrachten wir einige Stunden an Bord unseres Mitseglers der „Hamilton“.

Am 23. Abends befanden wir uns auf 148° 16 Ostlänge, machten kleine Segel, da die Ladronen- oder Marianen-Inseln in unmittelbarer Nähe sein mußten; um 12 Uhr legten beim Winde; mit Tagesanbruch setzten alle dienlichen Segel und um 6¹/₂ Uhr Morgens passirten wir die Inseln Pangan und Guguan der Ladronen-Gruppe.

Am 25. December kam Capitain Pearce vom Schiff „Hamilton“ zu uns an Bord, um uns einen Gegenbesuch zu machen, es war der erste Weihnachtstag! Du wirst begierig fragen, wie ich den heiligen Abend verbracht habe? Nun, wie könnt ich anders, als in Gedanken in Eurer Mitte. Ich feierte Erinnerungen an den 24. December 1822, wie

jeder Einzelne in der Familie mit Liebesgaben bedacht wurde und Du mich so reichlich beschenkt hattest, ich dachte an die viel zu kurze, aber doch so überaus glückliche Zeit, die ich im Hause Deiner Mutter verleben durfte und an das Gelöbniß, das wir für's Leben geschlossen hatten. Damals war ich neun Tage in See. Heute beträgt die Trennung mehr denn ein volles Jahr und wir sind nicht in der Lage, uns auch nur das kleinste Angebinde zukommen zu lassen. Das klingt traurig und dennoch blicke ich voll Vertrauen in die Zukunft. Ich malte mir gestern Abend aus, wie wir im nächsten Jahr das schöne Weihnachtsfest gemeinsam wieder feiern können und wie glücklich, zufrieden und dankbar wir dann sein würden. Ruhe und Frieden zogen bei mir ein, alle trüben Gedanken wichen. Möchten ähnliche Gefühle auch Dich durchdrungen haben.

Während der letzten Tage im December hatten wir stürmisches Wetter mit hohem Seegang.

Am 1. Januar 1824 nahmen die Reffs aus den Segeln und setzten unsere Reise fort.

Am 2. Januar erblickten Land in NW. Richtung $5^{3/4}$ Meilen entfernt. Es war die kleine, bei Formosa liegende Insel Botel Tobago. Der Cours wurde sofort auf SSW. verändert, um Cumbrian Shoal zu vermeiden, hatten während der letzten 24 Stunden starke Stromverfetzung gehabt. Trafen kleine chinesische Fahrzeuge, konnten jedoch einen Lootsen nicht erhalten.

Am Nachmittag des 5. Januar erblickten Land und hielten darauf zu. Nach unserm Besteck mußten es die Lema-Inseln sein. Da das Wetter stürmisch und unsichtig war, wendeten wir das Schiff und hielten wieder nach See. Am andern Morgen erblickten abermals Land und fanden, daß Wind und Strömung uns bedeutend nach Südwesten veretzt hatten und wir die Lema-Passage verfehlt hatten. Wir lavirten den ganzen Tag, um die Passage wieder zu gewinnen, aber vergebens.

Am Morgen des 6. Januar erkannten wir die Asses Cars, zu den Lema-Inseln gehörend, sahen viele Fischerfahrzeuge und erhielten endlich einen Lootsen. Wir gingen Abends 8 Uhr SW. von der Grand Ladrone in 16 Faden Wassertiefe zu Anker. Da wir die Lema-Passage verfehlt hatten, waren wir genöthigt, bis Macao zu kreuzen. Hatten am nächsten Tag starken NW.-Sturm. Gingen Abends 7 Uhr in 14 Faden wieder zu Anker. Es herrschte große Kälte, das Thermometer war auf sechs Grad gefallen, anhaltender Sturm aus NW. Brachten 70 Faden Kette aus. Um 8 Uhr bemerkten, daß das Schiff trieb. Ließen den zweiten Anker fallen. Als wir am nächsten Morgen die Ankerkette einhieten, fanden wir, daß der Ring in der Kette gebrochen und Anker und Boje verloren waren. Dies war derselbe Anker, der in der Valparaiso-Bay den dreitägigen heftigen Orkan ausgehalten hatte. Wir nahmen noch einen zweiten Lootsen an Bord und brauchten dann noch drei Tage, um endlich in den Macao Roads zu Anker zu gehen, NW. von Macao town.

Am 12. Januar fuhr ich an Land, um die bei Einclarirung des „Mentor“ unter Bremer Flagge von den Chinesen gemachten Schwierigkeiten zu beseitigen, erfuhr dort aber, daß die Entscheidung nur in Canton erfolgen könne. Die andauernd stürmische Witterung verhinderte die Weiterfahrt, ich mußte mich daher getrösten und besseres Wetter abwarten. Ich benutzte die Zeit, um Stadt und Umgegend von Macao kennen zu lernen, und machte mit Mr. Talbot, Clerk bei der Firma Roberts in Canton, einige Ausflüge. Ich nahm Wohnung im Neutral-Hotel und machte die Bekanntschaft des holländischen Generalkonsuls Bletterman und seines Vice-Consuls van Kannigen.

Die Stadt Macao und ihre nächste Umgebung gehört zu der portugiesischen Niederlassung in Ostasien und macht von See einkommend mit ihren großen Bauten den Eindruck einer schönen Stadt. Engländer, Amerikaner und An-

gehörige anderer Staaten, die ihren Geschäftssitz in Canton haben, leben während der Sommermonate auf kürzere oder längere Zeit in Macao und haben sich schöne Häuser gebaut. Ob dies auf Wohlstand schließen läßt, ist fraglich, und fraglicher ist noch, ob die portugiesische Wirthschaft dem Handel und Verkehr den Nutzen bringt, der zur Hebung des Handels nothwendig ist.

Am 18. Januar traf das Schiff „Liverpool Packet“, Capitain Abel Coffin, von Boston auf der Rhede von Macao ein. Ich fuhr mit demselben nach Whampoa, wo wir am 21. Januar ankamen und wo French an Bord kam. Wir fuhren am nächsten Morgen ganz früh nach Canton. Ich miethete einen Schuppen in der Danish Factory und besuchte Hongua, um die Erlaubniß zu erwirken, den „Mentor“ unter Hamburger Flagge heraufkommen zu lassen, was schließlich auch bewilligt wurde.

Der „Mentor“ setzte am selben Tage (18. Januar) seine Reise stromaufwärts fort, mußte vorläufig aber in Lintin liegen bleiben, bis von der Regierung der Flußlootse bewilligt und an Bord gesandt war. Dies geschah am 9. Februar. Am 11. Februar nahm der „Mentor“ seinen Ladeplatz am Whampoa ein.

Canton. Quang-Tong oder Quang-Tchen-Su ist eine große, mit Wasser umgebene Stadt am Tigris und hat nach chinesischen Berichten mehr als 400,000 Einwohner. Davon leben rund 100,000 in Böten (sompans) auf dem Wasser und bilden eine Wasserstadt, in ordentliche Reviere eingetheilt. Die Gassen sind eng und schmal und größtentheils schmutzig, sie sind voller Shops und Kramläden aller Art. Eine Jnder Straße enthält das Handwerk als Schuster, Schneider u. s. w. Der Platz vor den Factoreien ist voll von Barbierstuben, Köchen, Gauklern und Doctoren. Die Verkehrsfreiheit oberhalb der Stadt ist für die Ausländer beschränkt.

Der „Mentor“ war vom 11. Februar bis zum 17. März 1824 in Whampoa. An diesem Tage hatte ich meine Ge-

schäfte beendet, und der „Mentor“ hatte seine Ladung eingenommen. Morgens früh um 6 Uhr ging ich in meinem Sampan von Canton ab und war Mittags 2 Uhr an Bord des „Mentor“. Vom 17. bis 20. März gingen den Canton River hinunter und passirten am 20. März Macao. Bei der Insel Samkoke verließ uns der Lootse. Wir traten unsere Heimreise an.



Heimreise durch die chinesische Südsee, Aufenthalt in Anjer und einige Notizen über Java.

Am 27. März trafen mit der „Paragon“ zusammen, die einen Tag später als wir gesegelt war.

Am 1. April erblickten die Küste von Cochin-China und Cape Padaran, am 2. April Pulo Sapata, am 4. die Nord-Anambas, am 5. segelten längs der Anambas und trafen Nachmittags wieder mit der „Paragon“ zusammen, erblickten Pulo Domar, Strömung und Hitze zunehmend, setzten das Boot aus und beobachteten die Strömung, fanden eine Wassertiefe von 21 Faden, Gewitterluft und Regen. Am 10. April sahen die Insel Banka, Wassertiefe neun bis zehn Faden. Nachts gingen zu Anker, schweres Gewitter. Am 11., Morgens 6 Uhr, lichteten den Anker, hatten starke Gegenströmung und gingen in die Straits of Banka ein, sahen Manopin Hill auf Banka und die Küste von Sumatra. Am 12. April mußten wir wegen der starken, aus Palambang River kommenden Strömung, die uns nach Banka Shore versetzte, bald wieder zu Anker gehen. Nachmittags gingen wieder unter Segel und bugsirten das Schiff mit zwei Böten. Mußten Nachts regelmäßig ankern. Am 15. April gingen durch die Lucoparapassage; die „Paragon“ kam auf Grund, bald aber wieder frei, hatten nur vier Faden unter dem Kiel. Am 18. April erblickten die two brothers vom Top, gingen wegen Windstille zu Anker und feierten Ostern, dachten an die Feier des schönen Osterfestes daheim. Am 21. April, Mittags, sahen endlich die Küste von Java und Sumatra, hatten 21 Faden Wasser, gingen auch hier wieder Nachts zu Anker

und erreichten am 23. April die Rhede von Anjer. Nachmittags kamen Mr. Jones, Capitain Cole, Capitain Babcock von der „Paragon“ und der Hafenmeister von Anjer, van Basel, und sein Freund Dr. Gottfried Neuendorff an Bord, Letzterer auf einer Inspectionstour begriffen. Gingen an Land, bewunderten das hübsche Haus des Hafenmeisters und fanden daselbst freundliche Aufnahme. Ich machte mit Dr. Neuendorff einen längeren Spaziergang, und wir unterhielten uns über Java und dessen aussichtsvolle kulturelle Zukunft. Wir sahen Reisfelder, Caffeebäume und Baumwollsträucher, Letztere mit weißen, gelben und rothen Knospen. Viele Cocospalmen waren gepflanzt, aus deren Früchten Oel gewonnen wird, das so gut sein soll wie Provence-Oel. Am 24. April machten einen Ausflug nach dem Monument von Lord Catcurth und sahen einen javaischen Webstuhl. Mittags aßen bei van Basel und machten dem Sergeanten G. W. van Walie unsern Besuch. Als wir wieder an Bord kamen, fanden wir eine große Zahl von Böten mit Eingeborenen längs Seite des Schiffes liegen, welche Papageien und andere Vögel zum Kauf anboten. Die Thiere wurden von der Mannschaft in großer Zahl gekauft.

Einige Notizen über Java.

Die Insel ist gebirgig und besitzt viele und schöne Thäler. Auf den Bergen ist es gesund. Die Einwohner sind Javaner, mit Malaien vermischt, auch mit Chinesen. Die Hauptsprache ist Javanisch. Die Eingeborenen sprechen aber mit den Europäern die malaische Sprache. Die javanische Sprache ist reich an Bildern, wie alle morgenländischen Sprachen. Die Eingeborenen leben vom Fischfang und Plantagenbau. Die Insel ist stark bepflanzt, tief unten im Thal bis hinauf zu den höchsten Höhen. Caffee wächst bei Anjer wenig.

Die Eingeborenen sind klein und kupferbraun und gehen nackt bis auf einen Turban und einen Gurt aus inländischem Zeug um die Hüften. Die Frauen und die Mädchen lassen

sich wenig vor den Europäern sehen. Nach der Sitte des Landes heirathen die Mädchen oft schon im neunten und zehnten Jahr. Die Frauen beschäftigen sich mit Weben, sie verfertigen sehr gute Stoffe, arbeiten aber nur langsam, da die Räume klein und die Webstühle nur primitiv eingerichtet sind. Die Frau, die den Webstuhl bedient, wirft die Kette mit einer Art Schiffchen, wie bei unsern Webstühlen, hin und her, da sie aber jedes Mal die Fäden nach dem Muster durch ein Stück Holz trennen muß, so geht viel Zeit dabei verloren. Die Frauen spinnen ihr Garn aus Baumwolle oder aus Flachs. Das Garn färben sie vor dem Spinnen. Nach Sitte des Landes muß der Mann seiner Frau, die er nimmt, einen Webstuhl, ein Haus und einige Gerätschaften zum Kochen als Heirathsgut mitbringen. Merkwürdig ist, wie die Frauen auf weißes Zeug Muster drucken. Alles, was weiß bleiben soll, wird mit Wachs überzogen und dann das Zeug gefärbt. Nach dem Färben wird es in Heißwasser ausgekocht. Die Farben sollen sehr dauerhaft sein. Ich kaufte mir ein Stück.

Die Einwohner werden jetzt von den Holländern sehr gut behandelt. Abgaben sind gering; sie haben einen Richter, der unter Vorsth eines Holländers ihre Streitigkeiten schlichtet. Ihre Religion ist die Mohamedanische. Die Holländer sind in vollem Besih der Insel. Die Sultane und der Kaiser von Java, welcher in Soelso residirt, sind auf Pension gesetzt und durch die Politik der Holländer in einem ohnmächtigen Zustand erhalten. Durch diese ist auch dem Unfug der Piraterie völlige Grenze gesetzt. Kreuzer überwachen überall die Küsten.

Von Anjer nach Batavia ist ca. 15 Meilen. Eine Postkutsche geht regelmäßig von Anjer nach Batavia und zurück, gute Landstraße. Der Weg geht über Ceran, ca. fünf Meilen von Anjer. Ich schrieb von hier aus über Batavia und Rotterdam an Delius und an meine Braut. In Batavia wird noch nach Rupees gerechnet.

Der kurze Aufenthalt in Anjer und Umgegend hat uns sehr befriedigt. Die vielen schönen Bäume, der Cocos- und der Tamarindenbaum und die vielen kleinen Vögel in den Reisfeldern beleben die Gegend. Die Macht der Holländer in Ostasien soll sich sehr befestigt haben. Sumatra soll ihnen jetzt bis auf Benkoolen, welches den Engländern gehört, ganz zinsbar sein. Die Streitigkeiten mit dem Sultan von Palambang sind durch zwei große Expeditionen zu Gunsten der Holländer 1823 beendigt, der Sultan ist nach Banda, den Moluccen, geschickt und hat seine sämtlichen Länder an Holland abgetreten. Auch der Sultan von Manangcabu auf Sumatra, der Mächtigste von Allen, ist den Holländern zinsbar. Banka ist völlig in ihren Händen; auf Borneo sollen sie viele Etablissements besitzen.



Durch den Indischen und Atlantischen Ocean
und durch den englischen Canal und den Sund
nach Swinemünde.

Am 25. April gingen wir wieder unter Segel und setzten unsern Cours durch den Indischen Ocean nach dem Cap der Guten Hoffnung. Die „Paragon“, mit der wir bisher zusammen waren, lief etwas voraus; am 28. April verloren wir das Schiff aus Sicht. Die Reise verlief während der letzten acht Tage günstig, begleitet von starken Winden und theilweise Gewitter und Regen.

Am 7. Mai ferkelte unsere Arras, sie warf zwölf Junge und wir mußten für die große Schweinefamilie eine besondere Wochenstube einrichten. Oberon wird jetzt wieder mit Vergnügen gelesen. Abends herrlicher Mondschein. Ich dachte viel nach Haus. Am 15. Mai befanden wir uns auf der Länge von Bourbon (Isle de France). Am 16. Mai hatten eine Wasserhose dicht beim Schiff, schossen mit Gewehren und Kanonen, um sie zu vertreiben, was auch gelang.

18. Mai. Wind schwach. Abends sahen ein Schiff astern, welches Signale machte, wahrscheinlich die „Paragon“, wir legten aber nicht bei. Am 21. Mai 1824 feierte ich in stiller Freude Mutter's Geburtstag und die Erinnerung an das schöne Fest von 1822 in Wandsbek. Ich hatte nunmehr die zuversichtliche Hoffnung, sie bald wieder zu sehen. Meine Sehnsucht nach Haus ist groß. Wir passirten Madagascar, begleitet von schweren Stürmen und Unwetter und kamen Ende Mai in die Gegend von Cape of good Hope. Hier erwartete uns wieder sehr schweres Wetter und eine heftige

See, welche das Schiff schwer arbeiten machte, hatte den Verlust von Segeln und der Bramstenge zur Folge. Am 17. Juni passirten endlich das Cap und erfreuten uns dann des schönsten Wetters und der Passatwinde. Diese brachten uns am 2. Juli nach St. Helena, wo wir einige Tage blieben, um für unsere, theils sehr kranke Mannschaft, bei der sich Skorbut zu zeigen anfang, Medicamente und frischen Proviant einzunehmen. Wir erhielten Erlaubniß, an Land zu gehen; ich fand freundliche Aufnahme bei Paul Solomon und war sehr zufrieden mit seiner Lieferung von frischem Proviant und Wasser. Ich nahm Briefe für Rheder mit, der nach dem Canal für Order bestimmten Schiffe und benutzte die Gelegenheit fremder Schiffe, um mich rapportiren zu lassen. In St. Helena machte ich die Bekanntschaft von Herrn Jaenisch, ein Sohn des Pastor Jaenisch in Hamburg, der hier lebt und früher Privat-Secretair von Sir Hudson Lowe war. Am 3. Juli machte ich mit Capitain Harmssen einen Ausflug in's Innere; wir besuchten Napoleon's Grab, pflückten Blumen und tranken aus seiner Quelle am Grabe. Von dem Grabmal haben einige Kupferstiche mitgenommen. Napoleon starb am 9. Mai 1821. Das Grab liegt am Fuß der Berge in einem Thale, wo Napoleon sich gern aufhielt, beschattet von fünf Trauerweiden. Ein Stein von 4 Nards Länge und $2\frac{3}{4}$ Nards Breite, ohne Inschrift, bedeckt die Gruft. Napoleon ist eingekleidet worden in der Uniform, die er als General in der Schlacht bei Marengo getragen hat, und eingesargt in drei Särgen, einen hölzernen, einen bleiernen und einen Mahagonie-Sarg. Sein Herz ist in einer silbernen Kapsel besonders beigesezt worden. Die Beisetzung der Leiche soll sehr feierlich vorgegangen sein. Um den Stein herum befindet sich ein eisernes Gitter und um dieses — die Quelle mit umfassend — eine blühende Hecke. Dann besuchten wir das Haus, wo Napoleon gelebt hatte. Von dem Aide de Camp des Gouverneurs erhielt ich ein Stück Tapete geschenkt aus dem Zimmer, wo das Sopha

steht, auf welchem er gestorben ist. Das Haus ist in seinen Räumen sehr beschränkt. Die Generale Montholon und Bertrand wohnten in den nebenstehenden Häusern. New-longuewoodhouse, welches für Napoleon gebaut und sehr schön eingerichtet war, hat er nie bezogen. Schlaflose Nächte hat er sich durch Billardspiel vertrieben.

Der derzeitige Gouverneur der Insel heißt General Alex Walker. St. Helena gehört jetzt wieder der Ostindischen Company und ist stark befestigt. Die einzige Stadt auf der Insel ist Jamestown, sie hat gute Häuser und ist hübsch gelegen.

Am 4. Juli Vormittags lichteten die Anker und verließen unter vollen Segeln die Rhede von Jamestown. Um 3 Uhr verloren St. Helena aus Sicht, schönes Wetter, Abends herrlicher Mondschein.

Am 14. Juli passirten wir zum vierten Mal die Linie. Am 20. Juli feierten den Geburtstag des lieben Vaters und der lieben Tante Visser. Am 24. Juli kamen wir in den Nordost-Passant, wir hatten anhaltend schönes Wetter. Am 29. Juli ließen Nachts das Schiff unter kleinen Segeln dicht am Winde laufen um die Breite von $23^{\circ} 10'$ bei Tage zu passiren; ein Felsen sollte auf unserm Cours liegen, wir haben ihn aber nicht gesehen.

Am 10. August Vormittags frischer Wind, wir zählten 30 Schiffe, die uns entgegenkamen, darunter viel Amerikaner.

Am 19. August, 8 Uhr Morgens, frische breeze, erhielten zu unserer aller Freude Grund auf 98 Faden Wassertiefe, um 12 Uhr 95 Faden, mußten uns im Eingang des englischen Canals befinden. Am 20. August, gegen Mittag, hatten klares Wetter, erhielten gute Observation und steuerten ONO. um Land zu machen. Mein stiller Wunsch, am Geburtstag meiner Braut der Heimath so nahe zu sein, sollte in Erfüllung gehen. Es kam ein Lootsenfahrzeug längs Seite; wir erhielten genaue Mittheilung über Länge und

Breite unseres Standpunktes, hatten schönes Wetter und alle dienlichen Segel beigelegt. Um 2 Uhr Nachts erblickten das Feuer von Lizard, am 21. August Start point und Portland und Abends die Needles. Am 22. August sichteten Isle of Wight, der Wind war östlich gelaufen, wendeten 4 Uhr südwärts. Abends wieder nach der Isle of Wight. Signalisirten unsere Ankunft im Canal. Am 23. August Morgens erblickten Beachy Head, am 24. den Leuchthurm von Dungeness. Am 25. August überbrachte ein Lootse aus Dover einen Brief mit dem Bescheide, der „Mentor“ solle nach Stettin segeln. Ich war im ersten Augenblick außer mir, als ich diese Nachricht empfing, denn abgesehen von den Gegenwinden, die die Reise so wie so schon verlängerte, war es klar, daß die Reise nach Stettin nicht unwesentlich länger sei als nach Bremerhafen und ich in Folge dessen mein liebes Bräutchen sehr viel später wiedersehen würde als ich angenommen hatte. Als ich aber des Weiteren erfuhr, daß der Kronprinz von Preußen und seine Gemahlin und auch Seine Majestät der König den Wunsch geäußert hätten, nach Stettin zu kommen, um bei Ankunft des „Mentor“ den Leiter der Expedition und den Führer des Schiffes zu begrüßen, da war ich tief beschämt, daß ich mich von einem Gefühl der Ungeduld hatte hinreißen lassen — und dankbar und freudigen Herzens trat ich meine Weiterreise an. Ich sandte meine Briefe und Documente über Dover und Calais an Delius nach Bremen, Capitain Harmssen nahm Wasser und Proviant an Bord und spät Abends gingen wir wieder unter Segel.

Am 2. September in der Nordsee hatten dicken Nebel, konnten kaum zwei Schiffslängen voraussehen, läuteten fortwährend mit der Schiffsglocke, zwei Galeassen passirten dicht vor unserem Bug. Am 3. September klarte das Wetter auf, sahen viele Schiffe, erblickten die Küste von Jütland und laurten gegen den Wind den Skagerak auf. Am 7. September hatten stürmisches Wetter und Regen.

Nachmittags 1 Uhr gingen im Sund bei Helsingör zu Anker, gleich darauf kam der königlich Preussische Consul Holm und brachte eine preussische Flagge, die sofort gehißt werden sollte. Nachmittags ging ich an Land. Blieben vom 8. bis 12. September in Helsingör, gingen dann wieder unter Segel, passirten um 11 Uhr Copenhagen und erreichten am 14. September, nachdem wir von Canton beinahe sechs Monate auf See gewesen waren, den Hafen von Swinemünde. Wir hatten abermals 16,000 nautische Meilen zurückgelegt. Die Freude, das Vaterland nach einer so langen Trennung und einer gefährvollen und doch so glücklich beendeten Reise um die Welt von ungefähr 39 000 nautischen Meilen wieder zu betreten, war groß. Jeder echte Preuze nimmt gewiß den herzlichsten Antheil daran.

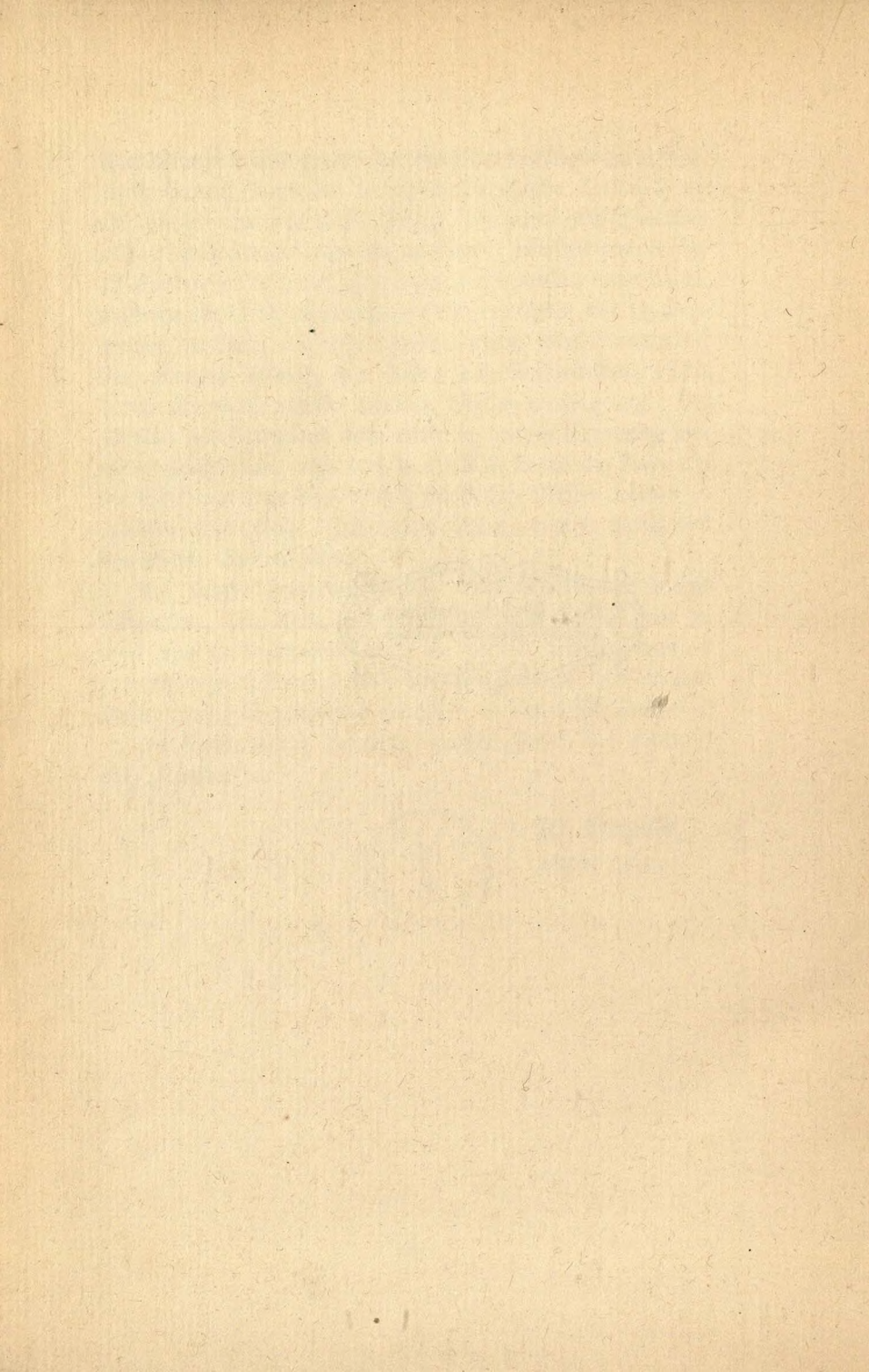
Am Lande erwarteten mich meine Eltern und meine Schwester. Die Reise von Hamburg nach Stettin war zu weit und zu beschwerlich, um sie meiner Schwiegermutter zumuthen zu können. Auf das Wiedersehen mit meiner Braut mußte ich mich noch gedulden — eine harte Prüfung!

In Swinemünde herrschte großer Jubel bei Ankunft des „Mentor“.



W. Oswald,
super-cargo.

H. O. Perstiel, Hamburg
Anstalt für Buch- und Kunstdruck



23081

